Allwin und Theodor.

Ein
Lesebuch für Kinder
von
Friedrich Jakobs,
Professor.

Erster Theil.

Zweyte Auflage.
Mit einem Kupfer von Penzel.

Leipzig,
in der Dykischen Buchhandlung.
1805.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Jf. L. ½ C. 1–3 zus.

Inhalt.

Für erwachsene Leser . . Seite 3
An meinen Sohn 12
Die Natur 15
Der Baum 20
Das Nest 25
Die Ruhe 29
Der Krieg 33
Die Weltkörper 50
Das Krankenbett 57

Das Süjet zu dem, den Titel gegen über stehenden, Kupfer ist aus dieser Erzählung entlehnt.

Das Begräbniß . . . Seite 63
Der reiche Mann 67
Aus Allwins Tagebuch . . . 89
Der Greiß 98
Das Aerntefest 108
Der Brand 119
Felix 132
Der Traum 140
Der Fischerknabe 146
Der Winterabend 156
Der Jahrmarkt 163

Für erwachsene Leser.

Es ist die unselige Maxime einiger Pädagogen, das moralisch Gute theils an die Macht der Gewohnheit, theils an die Kenntniß des Vortheils zu knüpfen, welcher aus der Beobachtung und Erfüllung gewisser Vorschriften entspringt. Jenes bildet moralische Automaten, die sich nie über die enge Sphäre angelernter Tugend-

en erheben; dieses, noch gefährlicher in seinen Wirkungen, ordnet die Tugend einem schlauberechnenden Egoismus unter. Der Adel des Menschen erwächst aus einem edlern Saamen, den die Anarchie der ehemaligen Erziehung unbesorgt aufschießen ließ, die systematische Aengstlichkeit der neuern aber bisweilen in der besten Absicht erstickt.

Um Kinder zu Männern zu bilden, um sie der Geistesträgheit zu entreißen, die schon darum erniedrigt, weil sie nicht erhebt, muß man mit ihnen männlich sprechen. Man muß ihre Einbildungskraft zu beleben, man muß die Selbstthätigkeit ihres Gemüthes zu erwecken suchen, und, indem man ihnen die

Natur und den Menschen in heitern und gefälligen Gestalten zeigt, oder indem man in ihnen die Ahndung des Unendlichen erweckt, worauf die ganze Menschheit ruht, muß man die reinen Quellen eröfnen, aus denen Religion und Andacht entspringt.

Nun frage man in den meisten Erziehungsanstalten nach, was man in dieser Absicht thue? Was wird die Antwort seyn? Gehen nicht manche Erzieher mit ihrem Verfahren und ihren Schriften offenbar darauf aus, das Streben nach dem Idealischen auszurotten; die Einbildungskraft an die Wirklichkeit zu fesseln, und dem trocknen Verstande eine traurige Alleinherrschaft unter den übrigen Kräft-

en des Gemüthes zuzusichern? In seinen ernsten Beschäftigungen, wie in seinen Spielen, geleitet, vor der Einsamkeit als der gefährlichsten Feindinn gehütet, wird das Kind selten oder nie ein Bedürfniß fühlen, in sich selbst hinabzusteigen, und sich durch eignes freyes Denken, Träumen und Dichten über die enge Sphäre zu erheben, mit der es die Sorgfalt seiner oft allzu beschränkten Erzieher umspannt hat.

Wenn es nur darauf ankäme, daß das Nützliche geschähe, oder wenn der Mensch zu nichts weiter gebildet würde, als die Maschine des Lebens und des Staates im Gange zu erhalten, so wäre es vollkommen zweck-

mäßig, die Tugend so viel als möglich in eine mechanische Fertigkeit zu verwandeln, d. h. sie gänzlich aufzuheben und mit der Gesetzmäßigkeit zu vertauschen, die selbst nichts anders als eine Tochter der Klugheit ist. Aber die menschliche Natur strebt nach einem höhern Ziele, das mit einem so geringen Aufwande von Kraft nicht erreicht werden kann. Sie strebt, sobald sie sich ihres Adels bewußt wird, einer vollkommenern, unsichtbaren Welt zu, die ihre eigentliche Heimath ist, und trachtet nach einem Standpunkte, aus welchem sie, in einer seligen und göttlichen Heiterkeit, auf das trübe Chaos des Lebens herabblicken könne.

Um der Menschheit dieses Besitzthum zu sichern, muß sich jeder bemühn, den ökonomischen Geist aus der Erziehung zu verbannen, und die Humanität in dieselbe zurückzuführen. Diese aber besteht nicht in der Entfernung körperlicher Züchtigungen, nicht in der Anwendung von Belohnungen und Ehrenbezeigungen, nicht in der spielenden Methode des Unterrichts, sondern in dem Bestreben das Gemüth zu einem reinen und uneigennützigen Wohlgefallen an dem Guten und Schönen zu erhöhn.

Für diejenigen, welche die Richtigkeit dieser Grundsätze anerkennen, wird dieses kleine Buch vielleicht nicht

ganz unbrauchbar seyn. Wenigstens ist es die Absicht des Verfassers gewesen, ihre Ausübung dadurch zu befördern. Er hatte es anfänglich nur zum Privat-Gebrauch bestimmt, und es ist von Kindern gelesen und verstanden worden. Sollte aber auch von einem oder dem andern Kinde nicht alles sogleich ganz gefaßt werden können, so dünkt es ihm keineswegs nachtheilig, in das jugendliche Gemüth manchen unentwickelten Stoff niederzulegen, dessen Inhalt es für's erste nur ahndet. Die Zeit, in welcher sich diese Ahndungen entwickeln, ist nicht verloren. Denn in der wundervollen Oekonomie unsers Geistes üben sich die edelsten Kräfte oft in's Geheim und gleichsam im Dunkeln;

und es ist oft schon genug gethan, wenn ihm ein Stoff zugeführt werden kann, der jene geheime Gährung befördert.

Zur zweyten Auflage.

Die günstige Aufnahme, welche diesem Buche zu Theil geworden, hat eine zweyte Auflage nöthig gemacht. Der Verfasser hat diese Gelegenheit zu einigen Verbesserungen benutzt, die er zum Theil der wohlgerathnen Uebersetzung seines Buches verdankt, die unter dem Titel: Théodore et Louise zu Altenburg 1804 erschienen ist. Gotha im März, 1805.

An meinen Sohn.

Ich schenke dir dieses Taschenbuch zu deinem Geburtstage, als einen Beweis meiner Liebe. Das was du darinne findest, mußt du deinem Gedächtnisse einprägen, und oft wiederholen und darnach thun. Dieß wird dazu beytragen, dich zu einem guten Menschen zu machen. Dann werden dich deine Eltern immer mehr lieben; du wirst andern Menschen nützlich werden, und was das wichtigste ist, du wirst stets vergnügt und zufrieden

seyn. Ein zufriednes Herz erheitert uns mehr als ein lachender Sommertag; aber das Bewußtseyn unrecht gehandelt zu haben, und die Unzufriedenheit mit uns selbst macht unser Innres einem trüben, stürmischen Wintertage gleich. Der ungestümen Witterung kann man entgehn; das böse Gewissen hingegen begleitet uns. Es giebt nur ein Mittel, sich dieser lästigen Gesellschaft zu entledigen: wenn man seine Unarten ablegt und sich bessert.

Vieles in diesem Büchelchen ist zu deinem Vergnügen bestimmt; denn ich wünsche, daß du es gern und mit Freude lesen mögest, zu einer beständigen Erinnerung an mich und meiner Liebe zu dir. Einiges wird dir vielleicht noch

nicht ganz deutlich darinne seyn; aber mit der Zeit wirst du es immer besser verstehn. Ich werde nicht beständig bey dir seyn: aber meine Lehren und das Andenken an mich kannst du immer im Herzen behalten. Dieß kann dir noch nützlich und ermunternd seyn, wenn ich längst gestorben bin. Der fleißige Landmann pflanzt Bäume, von denen seine Enkel und Urenkel die Früchte brechen; und eben so legt ein Vater den Saamen des Guten in die Herzen seiner Kinder, und dieser geht auf und erfreut die Welt, wenn er längst von ihnen geschieden ist.

Die Natur.

Ein Vater hatte zwey Kinder, Allwin und Theodor, die er mit der größten Zärtlichkeit liebte. Er beschäftigte sich mit ihnen, so oft es seine Geschäfte erlaubten, und an schönen Tagen begleitete er sie auf ihren Spaziergängen. Dieß war ihre größte Freude. Denn sie waren gern um ihren Vater und freuten sich seiner Gegenwart und seiner Gespräche.

Ein trauriger regenhafter Winter hatte diese Spaziergänge lange Zeit unterbrochen. Endlich kehrte der lang gewünschte Frühling zurück. Der Schnee war verschwunden; das junge Grün

drängte sich überall aus der feuchten Erde hervor, und in der weichen, warmen und blauen Luft entfalteten sich die zarten zitternden Blätter der Pappeln und Birken.

Allwin und Theodor eilten an der Hand ihres Vaters, wie zu einem neuen Schauspiel, in's Freye hinaus. Alles, was sie in den vorigen Jahren so oft gesehen hatten, machte jetzt, nach der langen Entbehrung, einen doppelten Eindruck auf sie. Sie konnten sich nicht satt sehn an den herrlichen Bäumen, die jetzt keine nackten Arme mehr zum Himmel emporstreckten; an dem glatten Spiegel des Teiches, in dessen Tiefe sie einen zweyten Himmel bewunderten, und an den blauen Bergen, die in weiter Entfernung die anmuthige Landschaft bekränzten. Die Geschäftigkeit fleißiger Ackerleute, der Gesang der Lerche und selbst das heisre Rufen der Frösche erhöhte ihre Freude und rief das Andenk-

en dieses und jenes Frühlingstages in ihr Gedächtniß zurück.

Eine kleine Anhöhe, die sie bestiegen, erweiterte ihre Aussicht. Ihre Blicke verloren sich in der weiten Ferne, und ihre Freude wurde stiller und inniger. Die Sonne näherte sich jetzt ihrem Untergange. Einige zarte Wolken schwammen um sie her und tauchten sich in das goldne Meer, in das sie beym Untergehn zerfloß. „Die Sonne stirbt, meine Kinder,“ sagte der Vater. „Wie schön und wohlthätig ist sie noch bey ihrem Abschiede! Und morgen wird sie wieder zu einem neuen Leben und zu neuer Wohlthätigkeit erwachen, und ihre befruchtenden Strahlen auf die Erde herabsenken.“

Jetzt erhob sich der Mond und schwamm, wie ein leichter Nachen, in dem Wiederscheine des Abendroths. Die Kinder zeigten ihn ihrem Vater. „Wie schön und zart ist er!“ sagte Allwin; „so

sieht er nicht immer aus." „Er ist in seiner Kindheit;" erwiederte der Vater. „Mit jedem Tage wird er wachsen und sein Licht wird zunehmen, bis er uns die ganze volle Scheibe zeigt. Vielleicht werden ihn bisweilen Wolken bedecken und er wird sein Angesicht, gleichsam trauernd, verhüll'n. Nach einiger Zeit wird er wieder abnehmen und kleiner werden, bis er endlich ganz verschwindet, um ein vollkommenes Bild des menschlichen Lebens zu werden."

„Ich verstehe nicht, was du meinst;" sagte Theodor.

„O ja! fiel Allwin ein; ich weiß, was du sagen willst. Der Mensch nimmt auch zu und ab; er glänzt eine Zeitlang über der Erde, dann verschwindet er und wird im Grabe verborgen."

„Und die Wolken, die den Mond bisweilen umhüllen?" sagte der Vater.

„Diese weiß ich nicht zu deuten."

„Es sind die Unfälle, die dem

Menschen begegnen," fuhr der Vater fort, „kein Leben ist noch ganz glänzend und heiter über die Erde hinweggezogen; jedes hat seine trüben und düstern Tage gehabt. Aber an dem unschuldigen und gutem Menschen ziehen diese Wolken vorüber, und die Ruhe seiner Seele bleibt ungestört. Und wenn er auch endlich vor unsern Augen verschwindet, so geht er nicht zu Grunde, sondern strahlt in einer andern Gegend ewig dauernd und unveränderlich."

Es ward Nacht. Die Kinder hingen sich fester an die Hand ihres Vaters und kehrten schweigend und sinnend nach Hause zurück.

Der Baum.

Der Vater saß mit seinen Kindern in dem Schatten einer uralten Linde. Die Sonne durchstrahlte das üppige Laub, in denen ein leises Lüftchen spielte. Unzählige Vögel hüpften von Zweig zu Zweig und wirbelten ihre fröhlichen Lieder in die blaue Luft.

„Welch' eine Menge von Blättern! rief Theodor aus. Vor wenigen Wochen stand dieser Baum noch nackt und kahl, und jetzt ist er über und über mit einem so herrlichen Grün bedeckt!"

„Dieß ist ein Wunder der Natur, sagte der Vater, wie wir viele um uns sehen, ohne daran zu denken. Die innere Einrichtung des Baumes, die

dünnen, unsern Augen fast unbemerkbaren Adern, die unter seiner Rinde emporsteigen, und der Saft, den diese aus der Erde an sich ziehn, bewirkt dieses Wunder. Aus einem kleinen Saamenkorn drängt sich ein schwacher Keim hervor und entwickelt sich allmählig zu einem Stamme, zu Zweigen, zu Blättern, zu Blumen und Früchten. Der nemliche Saft nimmt die mannichfaltigsten Gestalten an, spielt in tausenderley Farben und bildet die verschiedenartigsten Gewebe. Durch ihn bekleidet sich der Baum mit diesem üppigen Haare, die Wiese mit Gras, der Garten mit seinen tausenderley Blumen. Wenn er nicht mehr in ihnen emporsteigt, vertrocknen die Pflanzen, und die Blätter fallen verwelkt zur Erde, die durch sie gedrängt und mit neuer Kraft und neuen Säften erfüllt wird."

„Ihr habt Mährchen von Zauberern gehört, welche Menschen in Thiere, eine

Wüste in einen anmuthigen Garten, Mispeln in Edelsteine, und Kiesel in Gold verwandelten. Solche Zauberer hat es nie gegeben. Aber die Natur verrichtet diese und noch viel größere Wunder ohne Zauberstab, und verwandelt ohn' Unterlaß eine Gestalt, ein Wesen in das andere."

„Aus einer schmutzigen Erde geht der köstliche Saft hervor, der die Weinbeere, die Melone, die Ananas und alle die edelsten Früchte schwellt. Eine borstige Raupe streift ihre Haut ab, nimmt auf kurze Zeit einen festern Panzer um, und geht dann, mit bunten zarten Flügeln geschmückt, aus dieser Hülle hervor. Die Luft, die uns und die ganze Erde umfließt, erzeugt von Zeit zu Zeit in ihrem Schooße Wasser, Schnee, Hagel und Flammen, und befruchtet oder verheert die Erde in dieser neuen Gestalt. In dem Schooße der Gebirge verwandelt sich der Thon in Marmor,

und der unscheinbare Stein wird mit einem edeln Metalle geschwängert. Ueberall und unaufhörlich ist diese schöpferische und verwandelnde Kraft beschäftigt. Jeden Augenblick hört etwas auf zu seyn und etwas anders fängt an. Alles stirbt, alles lebt wieder auf. Auch die Menschen vereinigen sich mit der Erde, und der Leib, welcher lange durch ihre Erzeugnisse genährt worden, wird selbst zu Staub und befruchtet das Land."

„Es ist aber ein großer Unterschied zwischen dem vernünftigen Menschen und der vernunftlosen Natur. Die Bäume, die Steine, die Metalle gehorchen in ihren Umwandlungen einer äußern Macht, der auch unser Körper nicht entzogen werden kann. Aber das, was in uns denkt und will, ist dieser Macht nicht unterworfen. Ob wir gesund seyn, ob wir leben wollen, hängt nicht von uns ab, aber uns besser und zufried-

ner zu machen, steht ganz in unsrer Gewalt."

„Wenn wir diese Gewalt nie aus den Händen lassen, so erheben wir uns über die Natur, und sie ist es, um derentwillen der Mensch der Herr der Schöpfung heißt."

Das Nest.

Eine Grasemücke hatte im Garten ihr Nest gebaut. Unverdroßen saß sie auf ihren Eyern, während das Männchen von den benachbarten Zweigen sang. Oft besuchten die Kinder das Nest des zahmen Vogels, streichelten ihn und brachten ihm Futter. Endlich krochen die Jungen aus, und die Geschäftigkeit, mit welcher die Alten sie nährten, gewährte ein neues unterhaltendes Schauspiel.

Nach einiger Zeit bedeckte sich der nackte Leib der kleinen Vögel mit Federn; sie versuchten, unter der Anführung ihrer Eltern, zu fliegen; in kurzem gelang es. Nun verließen sie in wenigen Tagen das Nest und kehrten nicht mehr zurück.

Die Kinder beklagten diesen Verlust, und einige Tage lang fiel die Rede öfters

auf das Nest und seine artigen Bewohner. Sie theilten sich und ihrem Vater allerley kleine Beobachtungen mit. Vorzüglich bewunderten sie die Sorgfalt der brütenden Vögel, ihre Emsigkeit und Liebe für die hülflosen Kleinen.

„Diese Liebe, sagte der Vater bey einer solchen Gelegenheit, ist ein unschätzbarer Trieb, den die Natur in das Herz der Thiere gelegt hat. Ohne ihn würde die thierische Welt zu Grunde gehen. Selbst der nachdenkende Mensch würde ohne ihn die Mühe kaum ertragen, welche die Besorgung und Erziehung kleiner hülfloser Kinder ihm auferlegt."

„Bey den Thieren zeigt sich diese Liebe nur so lange, als die Hülflosigkeit der kleinen Geschöpfe dauert. Ist diese Zeit vorbey, so vergessen die Eltern ihre Jungen, und die Jungen fühlen keine Dankbarkeit gegen ihre Eltern. Eure Grasmücken haben ihr mütterliches Nest verlassen, sie werden es nie wieder be-

suchen; und wenn sie auf ihrem Umher-irren den sorgsamen Eltern begegnen, werden sie diesen schwerlich ein Zeichen der Erkenntlichkeit geben. Ihre Liebe geht nicht zurück, und nur in der Sorg-falt für ihre eignen Jungen werden sie der Natur dereinst ihre Schuld ab-tragen!"

„Wie ganz anders und wie viel schöner ist hier die menschliche Natur eingerichtet! Unter den Menschen dauert die gegenseitige Liebe fort, so lange sie leben; denn diese Liebe ist nicht bloß auf das Bedürfniß gegründet. Die Eltern freuen sich, wenn es ihren Kindern wohl geht, und theilen ihre Leiden in jeder Zeit und in jedem Alter. Auch die Kinder vergessen ihrer Eltern nicht, und aus der weitesten Entfernung denken sie mit Sehnsucht und Freude an das väter-liche Haus. Sie bemühen sich, sie durch gute Thaten zu erfreuen, und vergelten ihnen im Alter die Sorgfalt und Mühe,

die sie ehedem auf ihre Erziehung gewendet haben. Aber das Thier stirbt hülflos im Walde, und keines seiner zahlreichen Kinder nähert sich ihm, um die letzten Augenblicke seines Lebens zu erleichtern. Kein anderes Thier beklagt seinen Tod. Der Mensch aber läßt das Andenken seiner guten Handlungen hinter sich zurück, und seine Kinder freuen sich dieses Andenkens und fassen gute Vorsätze an dem Grabe ihrer Eltern."

Der Vater schwieg bey diesen Worten; sein Herz war gerührt. Theodor hing sich an seinen Hals und sagte: „Ich werde dich nie vergessen, lieber Vater, und dich nie betrüben, und wenn du tod bist, will ich dennoch so denken und handeln, als ob du noch lebtest."

Allwin umarmte seinen Vater, ohne etwas zu sagen; aber in seinem Herzen dachte er so wie sein Bruder.

Die Ruhe.

Allwin und Theodor saßen an dem Ufer eines Sees, in dessen Nachbarschaft ihr Vater ein kleines Landhaus besaß. Ein reiner Himmel strahlte aus der ruhigen Tiefe herauf; denn seine glatte Fläche wurde von keinem Lüftchen bewegt und nur am Ufer schwankten die Bilder hoher Erlen und zierlicher Pappeln in sanfter Bewegung. Weite Gebirge begränzten gegen Abend den Horizont und mischten ihren blauen Duft mit der Bläue des Himmels, der eine heitre Landschaft bedeckte. Ueberall herrschte Anmuth und Heiterkeit und theilte sich dem Gemüthe der Kinder mit.

Wünscht' ihr euch immer solche Tage, wie den heutigen? fragte der Vater, der sie eine Zeitlang beobachtet hatte.

Es wäre schön, wenn das ganze Jahr nur solche Tage hätte, antwortete Allwin: und wenn man sie immer in einer solchen Gegend genießen könnte!

Eine schöne Gegend, erwiederte der Vater, trägt viel zu unsrer Heiterkeit bey; und der Anblick der schönen Natur ist der unschuldigste Genuß, den sich ein wohlgeartetes Gemüth verschaffen kann. Aber nicht immer ist der Himmel so heiter, die Luft so still und weich. Es giebt stürmische, häßliche Tage, die uns fast unerträglich scheinen. Und doch kann man auch an solchen Tagen glücklich seyn.

Was ist es wohl, das wir an diesem stillen und heitern Abende lieben, was uns mit einem so lebhaften Verlangen nach Dauer erfüllt? Was anders als das ruhige Daseyn der Natur, das Be-

stehende und Dauernde in ihren mannichfaltigen Erscheinungen. Alles scheint in ihr in der vollkommensten Harmonie zu stehn, sie scheint vollkommen mit sich einig zu seyn. Man könnte sie mit einer gütigen Mutter vergleichen, die ohne Geräusch, nur durch Anmuth, Heiterkeit und Liebe ihre Kinder erfreut und beglückt.

Wenn wir uns bemühen, meine Kinder, eben so einig mit uns selbst zu seyn, werden wir uns noch glücklicher fühlen, als ihr euch jetzt bey dem Anblick der schönen Natur fühlt. Aber wenn ist man einig mit sich selbst? Wenn man thut, was recht ist und es gern thut. Wenn man über seine Begierden herrscht; wenn man nichts mit Unmuth und Ungestüm, sondern alles mit ruhiger Besonnenheit und Munterkeit thut.

Während dieser Reden war der Mond aufgegangen, und schoß seine sanften Strahlen über die Fläche des

Wassers hin. Sie genossen eine Zeitlang dieses Anblicks: dann standen sie auf mit stillem Gemüthe und mit dem Vorsatze, sich immer mehr zu beherrschen und ihre Herzen zu einem Spiegel der stillen Natur zu bilden.

Der Krieg.

In den ersten Tagen des Mays führte der Vater seine Kinder hinaus. Ihr Weg ging eine lange Allee hinab, an deren Ende ein öffentlicher Garten lag. In seinen weitgeöfneten Thüren sahen sie schon von fern ein buntes Gewühl von Menschen, welche aus- und eingingen, und eine lustige, aus dem Innern schallende Musik lud die Spazierenden ein, an den Vergnügungen des Gartens Theil zu nehmen.

Es war ein Sonntag, und eine Menge vergnügter Menschen vergaß hier die Arbeiten und Mühen der vergangenen Tage. Viele spazierten müßig in den breiten Gängen auf und ab, und genos-

sen den lauen Abend, der aus dem frischen Laube und den Blüthen der Bäume süße Düfte hevorlockte. Männer wandelten mit Weibern, und vor ihnen hüpften ihre Kinder oder tummelten sich in fröhlicher Verwirrung auf den Grasplätzen umher. Alle schienen von einem Geiste friedlicher Eintracht und ruhigen Genießens beseelt. Die fröhlichen Töne, die sie umzogen, die heitern Strahlen der Abendsonne, und die anmuthigen Düfte, die aus tausend Blumen emporstiegen, schienen alle Gemüther erheitert und in ein süßes Vergessen ihrer Sorgen gewiegt zu haben.

Allmählig verlor sich die größere Menge und die laute Musik verstummte. Da erscholl aus einem Gebüsche zur Seite eine anmuthige Doppelpfeife, die von Zeit zu Zeit durch einen einfachen und rührenden Gesang unterbrochen wurde. Die meisten von denen, die noch in dem Garten zurückgeblieben waren,

eilten jetzt neugierig nach jener Gegend hin, und Allwin und Theodor waren nicht unter den letzten. Sie fanden auf einem Rasenplatze einen Knaben sitzen, welcher zwey Flageolets bließ und zur Abwechslung dazwischen sang.

Das Lied, das er sang, war ein Lob des Friedens. Er wiederholte es mehrmalen; aber immer, wenn er gegen das Ende kam, schien er gerührt. Das Lied lautete so:

Der Friede wandelt auf Berg und Thal,
Und singet fröhliche Lieder;
Ihm geleitet die Lerch' und die Nachtigall,
Ihm brüllen die Heerden im heimischen Stall:
Kein Hälmchen tritt er nieder.
Der Sämann den Samen in Acker legt,
Der Frieden mit sorglicher Hand ihn pflegt.

Die Früchte strahlen am schattigen Baum,
Und ziehen die Zweige zur Erde;

Die Füße der Kelternden färbet der
Schaum,
In Scheunen und Böden gebricht es an
Raum,
Und zehnfach vermehrt sich die Heerde;
Wer ist es, der alle den Segen schafft?
Es ist des Friedens befruchtende Kraft.

Es jagt der Soldat nach dem tückischen
Glück,
Und wüthet in wildem Verderben;
Doch kehrt er öfters den sehnenden Blick
Vom Schlachtfeld zur friedlichen Heimath
zurück,
Und will im Frieden sterben.
Unter'm moosigen Dach, in der Ruhe
Schooß,
Preißt er des Friedens beglückendes Loos.

Der Friede führet die Braut zum Altar,
Und ladet zu fröhlichen Tänzen;
Er schützet und schirmet der Kinder Schaar,

Und läßt des rüstigen Greißes Haar
Von weißem Reife glänzen;
Und sinket der Greiß in die Erd' hinab,
Bekränzt ihm der Friede sein stilles Grab.

Wer einmal gekommen war, blieb stehn und hörte. Der Knabe schien etwas über zehn Jahr alt. Seine heitre Bildung nahm jedermann ein; und er sah die Umstehenden unbefangen und unschuldig mit großen blauen Augen an. Neben ihm lag ein grauer Hund, den er von Zeit zu Zeit liebkoste. Sein Anzug war ärmlich, aber rein, und seine Bewegungen hatten eine gewisse natürliche Anmuth, die jedermann wohlgefiel. Man wollte wissen, wer er sey? wo er herkäme? und wem er angehöre?

„Ich habe eine arme Mutter, antwortete er; die wohnt weit von hier am Rhein. Ich gehe umher, um etwas zu verdienen."

Diese Worte erregten die Neugierde der Umstehenden noch mehr. Man ver-

langte seine Geschichte zu hören. Er schwieg einige Augenblicke; dann legte er seine Flöten bey Seite; drückte den Hund fester an sich und erzählte, mit gefalteten Händen, folgendermaaßen:

„Ich komme aus der Pfalz, wo mein armer Vater Landwirthschaft trieb. Wir hatten ein feines Haus, nicht weit vom Fluß, und einen Garten dabey; auch einen kleinen Weinberg, dicht am Wasser. Wir hatten Pferde und Kühe und alles, was wir wünschten. Gar oft sagte mein Vater: Unsre Nachbarn sind zwar reicher, aber gewiß nicht vergnügter als wir. Denn wir sind zufrieden mit dem, was uns Gott bescheert, und begehren nicht mehr, als wir haben.

„Das war vor dem Kriege, da ging uns alles zu Glück. Als aber die Kriegsunruhen anfingen, fingen auch meiner Eltern Sorgen an. Wir hörten oft von bösen Thaten, die verübt worden waren, und daß man niemanden schone, weder

alt noch jung. Auch kamen viele Flüchtlinge vom andern Ufer bey uns durch, mit wenigen Habseligkeiten. Die erzählten schreckliche Dinge und machten uns sehr bange; und oft sahen wir schreckliche Feuerzeichen von brennenden Dörfern am Himmel. Wir gingen mit Furcht zu Bette und standen mit Sorgen auf; denn alles Unglück, das wir sahen und hörten, drohte uns ebenfalls.

„Endlich fing die Noth auch in unsrer Gegend an. Es kamen oft Soldaten zu uns, bald Freunde, bald Feinde. Aber sie waren alle gleich, und verlangten immer dieß und das. Sie sagten zwar, der Krieg würde für uns geführt, damit es uns wohlginge. Aber dabey nahmen sie uns alles, was wir hatten, und wenn wir ihnen alles gegeben hatten, wußten sie es uns doch keinen Dank.

„Eines Tages hörten wir stark kanoniren, und gegen Abend erfuhren wir, der Feind sey geschlagen und ziehe sich

mit großer Eile herab. Mit tödtlicher Angst sahen wir der Ankunft des fliehenden Feindes entgegen. Mein Vater ging nicht zu Bette, sondern verwahrte das Haus, und erwartete den Erfolg.

„Früh, vor Tages Anbruch, als ich noch schlief, wurde mit großem Ungestüm an das Haus geschlagen. Ich fuhr erschrocken auf und sah durchs Fenster einen Trupp Reiter, welche Anstalten machten, die Thüren aufzusprengen. Da öfnete ihnen mein Vater gutwillig, — denn es waren ihrer zu viele, um sie abzuhalten — und fragte sie höflich: was sie begehrten? Da verlangten sie alles Geld, was er hätte; und einige zogen die Säbel, andre spannten die Pistolen gegen ihn, und drohten ihn zu ermorden, wenn er sich einen Augenblick bedächte.

„Ich war unter der Zeit hinausgelaufen und bat meinen Vater, ihnen doch alles zu geben. Da schwang einer von den wilden Reitern lachend seinen

Säbel über mir, um mich in Furcht zu setzen; aber ein andrer, der vom Pferde gestiegen war, faßte mich freundlich beym Kinn, und streichelte mir den Kopf und sagte mir, ich sollte mich nicht fürchten. „Ich fürchte mich nicht, antwortete ich, aber thut meinem Vater nichts!"

„Mein Vater war in das Haus gegangen, um Geld zu holen. Während der Zeit behielten sie mich und die Mutter im Verhaft. Einige stießen schreckliche Worte aus, und drohten uns mitzunehmen oder um's Leben zu bringen.

„Nun brachte mein Vater eine Summe Geldes — ich weiß nicht, wie viel, und gab es ihnen. Aber sie waren nicht zufrieden, und fluchten und wollten absteigen und selbst suchen. Auf einmal hörte man einige Kanonenschüsse in der Nähe. Da erschracken sie, gaben ihren Pferden die Sporn und jagten mit ihrer Beute davon.

„Als sie weg waren, dankten wir alle

Gott, daß nichts schlimmeres geschehn war. Aber mein Vater war still und meine Mutter weinte. Sie hat mir nachher gesagt, das Unglück habe ihr geahndet, das uns bevorstand.

„Viele Reiter und Fußgänger eilten den ganzen Tag über vorbey, und keiner hielt sich auf, bis gegen Abend drey Reiter auf unsern Hof kamen und mit Ungestüm Geld verlangten.

„Mein Vater eilte hinaus, um ihnen zu sagen, daß er nichts mehr habe, und hielt uns zurück, ihm zu folgen. Wir horchten aber an der Thür und hörten einen schrecklichen Wortwechsel. Da liefen wir hinaus als der Lärm so arg wurde, um meinem armen Vater zu Hülfe zu kommen. In dem Augenblick schwang ein Reiter den Säbel über ihn und nannte ihn einen Hund, und ein anderer drückte sein Gewehr gegen ihn ab; und wir sahen meinen Vater in seinem Blute fallen.“

Der Knabe hielt bey diesen Worten inne; Thränen rollten über seine Wangen und alle Umstehenden waren gerührt.

„Als meine Mutter das große Unglück sah, fuhr er nach einer kleinen Pause fort, warf sie sich über meinen armen Vater her, und schrie und weinte, bis ihr die Stimme verging. Da glaubte ich, sie sey auch todt, und setzte mich neben sie, und wollte auch sterben.

„Die Reiter waren unterdessen in das Haus gegangen und rafften zusammen, was sie fanden. Dann ritten sie eilends davon, als es schon ganz dunkel war, und kümmerten sich nicht weiter um uns.

„Ich wußte nicht, was ich thun sollte, Bald wollte ich in die Nachbarschaft laufen und Hülfe suchen. Aber ich war in einer so großen Angst, daß ich nicht fort konnte. Ich konnte nur rufen und schreyen; und das hörte niemand; denn unser Haus lag einzeln,

„Endlich kam es mir vor, als ob meine Mutter wieder Athem holte. Ich rief sie mit lauter Stimme, und sie schlug die Augen auf und fragte, wo sie wäre?

„Ich konnte vor Freude nicht antworten, und auch vor Traurigkeit nicht; denn die Thränen erstickten meine Worte. Aber ach! in dem Augenblicke schlug die Flamme aus dem Dache unsers Hauses empor.

„Meine Mutter raffte sich auf und wollte in das brennende Haus hinein. Aber ich hielt sie fest und ließ sie nicht los. Denn sie wäre gewiß in dem Feuer umgekommen. Das Haus stand mit einemmal in vollen Flammen. Es kamen einige Leute herbey, um zu helfen; aber alle Hülfe war umsonst; das Haus brannte nieder und wir hatten nichts gerettet, als was wir an uns trugen.

„Nun versammelten sich viele Leute um uns, und beklagten unser Unglück. Und jeder erzählte etwas, das ihm begegnet war, der eine dieß, der andre das; denn es war niemand verschont geblieben. Aber umgekommen war doch niemand, als mein armer Vater.

„Als der Morgen anbrach, war meine Mutter sehr krank: denn wir waren die ganze Nacht unter freyem Himmel gewesen, und noch wußten wir nicht, wo wir uns hinwenden sollten. Meine Mutter saß immer neben meinem todten Vater und hielt mich fest auf ihrem Schooß; damit sie mich nicht auch verlöhre, sagte sie.

„Da kam eine arme Wittwe aus der Nachbarschaft, der mein Vater in bessern Zeiten einiges Gute gethan hatte. Die bat meine Mutter aufzustehn und mit in ihre Hütte zu gehen. Sie wollte alles mit uns theilen, was sie hätte.

„Den andern Tag begruben sie meinen Vater und der Pfarrer predigte an dem Grabe und sagte: Mein Vater wäre nun im Himmel; denn er hätte Gott gefürchtet und geliebt. — Und das ist auch gewiß wahr: denn mein Vater war fromm und that allen Menschen Gutes.

„Da alle weg waren, blieb ich allein auf dem Gottesacker und setzte mich auf das Grab und weinte und rief meinen Vater mit Namen; und dann betete ich, und nahm mir vor, auch so gut zn werden, wie er. So saß ich lange auf dem Grabe, und konnte nicht weg. Der Hund lag neben mir und sah mich traurig an; und da mußte ich noch mehr weinen, wenn ich dachte, wie lieb mein Vater das treue Thier gehabt hatte."

Bey diesen Worten legte der Knabe sein Gesicht auf den Kopf des Hundes

und drückte ihn fest dagegen. Dann fuhr er fort:

„Meine Mutter war nun lange krank und wir lebten sehr kärglich. Unsre gute Wirthinn hatte nur wenig und meine Mutter konnte nichts verdienen.

„Da ich nun sah, daß sie immer betrübt war und sich härmte, weil wir der armen Frau zur Last fielen, sagte ich zu ihr: Liebe Mutter; ihr seyd so traurig, daß wir nichts haben und nichts verdienen können. Aber seyd nur getrost! Kann ich nicht Doppelpfeife spielen und allerley Lieder singen? Ich will mich auf die Reise begeben, und Musik machen; so seyd ihr eine Sorge los, und ich denke etwas zu verdienen. Dann komme ich wieder zurück und bringe euch, was ich erworben habe.

„Meine Mutter antwortete nichts; ich aber schickte mich zur Reise an, bat

meine Wirthinn um etwas Brod, rief den Hund und wollte hinaus. Da sie nun sah, daß es mein Ernst war, wollte sie mich nicht fortlassen, sondern schalt mich und stritt und bat. Da war gerade ein alter Nachbar zugegen, dem die Soldaten auch alles genommen hatten; der sagte: „Laßt ihn ziehen, Mutter! Es hat wohl mancher brave Mann so angefangen, Gott wird ihn behüten!" — Und da ich auch auf meinem Vorhaben bestand, sagte sie endlich unter vielen Thränen: Nun so gehe in Gottes Namen! Ich will für dich beten, daß dir kein Unglück begegne, und daß du gut bleibst.

„Da gab ich ihr die Hand und ging fort: und es sind nun zwey Monate, daß ich herumziehe und Musik mache, und noch ist mir nichts übels begegnet. Ich habe mir schon einiges gespart, und wenn es noch mehr ist, kehre ich wieder an den Rhein zurück

und erfreue meine arme Mutter, die wohl manche Sorge für mich haben mag."

Mit diesen Worten endigte der Knabe seine Geschichte und zog ein kleines Beutelchen heraus, das er mit Wohlgefallen zwischen die Hände drückte. Alle Umstehenden zeigten sich freygebig, und liebkosten den Knaben und lobten ihn. Da trat unter der Menge ein ältlicher Mann hervor, der ein ansehnliches Vermögen besaß und seine Kinder verloren hatte. Der faßte den Knaben bey der Hand und sagte: Willst du mit mir kommen?

Der Knabe sah ihn mit großen Augen an und sagte: „Ich will euch so viele Lieder spielen, als ich weiß."

Der Mann lächelte und ging mit dem Knaben weg. Bald darauf erfuhr man, daß er ihn an Kindesstatt angenommen hatte und für seine Mutter Sorge trug.

Die Weltkörper.

An einem schönen Sommertage hatte der Vater ein kleines Fahrzeug gemiethet, um mit seiner Familie eine Spazierfahrt auf dem See zu machen. Sie landeten an einem lachenden Dörfchen, das am entgegengesetzten Ufer lag, genossen hier einige Erfrischungen und kehrten gegen Abend zurück. Ein günstiger frischer Wind schwellte das Seegel und das leichte Fahrzeug zog lange goldne Furchen in dem See. In der blauen Luft flatterten die bunten Wimpel, und aus der krausen Fläche des Wassers strahlte das Bild der Sonne, wie aus unzähligen Spiegeln, zurück.

An den Ufern schien alles der Ruhe entgegen zu eilen. Die Fischer banden singend ihre Nachen an's Land und kehrten mit dem Geräthe auf der Schulter nach ihren Hütten zurück. Ueberall hörte man blöckende Heerden und singende Landleute, und hier und da eine Hirtenpfeife, die den Wiederhall der Berge zur Antwort aufforderte. Als aber die Sonne hinter die Berge sank, verstummte ein Geräusch nach dem andern und eine tiefe Stille beherrschte die Gegend. Da erhob sich die sanfte Musik einiger Waldhörner vom Ufer her, und die anmuthigen Töne schienen über den See herüber zu ziehn und sich mit dem Gemurmel der Wellen zu mischen.

Die Kinder jauchzten vor Freude. Der Vater saß auf dem Verdecke, hielt seine Lieben in den Armen, und freute sich eben so sehr an ihrem Entzücken, als an der Schönheit des Abends.

Schon hüllten sich die entfernten Gegenstände in Dunkelheit. Das Abendroth verflog; einzelne Sterne traten mit blassem Schimmer aus dem düstern Gewölbe hervor, und dann immer mehrere, bis endlich der ganze Himmel mit unzähligen Sternen bedeckt war.

Die Kinder hatten öfters gehört, daß die meisten dieser Sterne Sonnen wären. Sie erinnerten sich jetzt daran; aber es kam ihnen unglaublich vor, daß diese kleinen Punkte dem Körper gleich seyn sollten, den sie so eben in einem überirdischen Glanze hatten leuchten sehn.

Sie theilten dem Vater ihre Bemerkung mit und baten ihn um Erklärung der Schwierigkeit. Er erinnerte sie an die große Entfernung der Sterne, durch die ihr Licht geschwächt und ihre Größe den Augen vermindert werde.

Sie thaten noch manche andre Frage, über die Beschaffenheit des Weltgebäudes,

die er ihnen zu einer andern Zeit zu beantworten versprach. Folgendes aber glaubte er ihrer Fassungskraft angemessen:

„Ihr wißt, sagte er, daß diese Erde eine ungeheure Kugel ist, deren Oberfläche aus Wasser und Erde besteht. Ihr Inneres kennen wir nicht. Diese Kugel bewegt sich ohn' Unterlaß in ungeheuren Kreißen um die Sonne her. Unabläßig zieht sie die Sonne mit einer Art von magnetischer Kraft zu sich hin und sie würde in dieselbe hineinstürzen, wenn sie nicht von einer andern Kraft unaufhörlich von der Sonne wegwärts getrieben würde. Diese beyden zu gleicher Zeit wirkenden Kräfte treiben sie in einer kreißförmigen Bahn um dieselbe her, die sie mit einer so außerordentlichen Geschwindigkeit durchläuft, daß sie in dem sechzigsten Theile einer Stunde einen Weg von zweyhundert und vierzig Meilen zurücklegt.

„So bewunderswürdig diese Geschwindigkeit ist, so ist doch die, mit welcher die Sonne und die Sterne ihre Strahlen zu uns herabschicken, noch viel bewunderswürdiger. Die Sonne ist so weit von uns entfernt, daß man die Erde mehr als zehntausendmal an einander setzen müßte, wenn man eine Brücke bis zu ihr bauen wollte. Denket euch eine Brücke, die aus mehr als zehntausend Felsenstücken zusammengesetzt wäre, deren jedes eine Länge von mehr als siebzehnhundert deutschen Meilen hätte — denn so groß ist der Durchmesser der Erde! Gleichwohl braucht ein Lichtstrahl von der Sonne zu seiner Reise bis zur Erde nicht mehr als eine halbe Viertelstunde Zeit.

„Es giebt aber unter den Sonnen, die ihr hier über euch seht, sehr viele, die so weit entfernt sind, daß ein Strahl von ihnen, ohnerachtet seiner großen Schnelligkeit, dennoch mehrere tausend

Jahre *) auf seinem Wege verweilt. Entstånden jetzt in dieser unermeßlichen Ferne neue Sonnen, so würden sie uns Erdenbewohnern erst nach Verlauf einer so langen Zeit sichtbar werden, und wenn jetzt einer dieser Sterne verlöschte, so würden ihn die Menschen doch noch mehrere tausend Jahre glånzen sehn.

„Wahrscheinlich ist jede dieser Sonnen, eben so wie die unsrige, mit Erden umgeben. Ihr seht die unzåhlbare Menge der Fixsterne, von denen viele, in ganze Massen zusammengedrångt, nur wie ein dünner Nebel erscheinen. Wie unermeßlich muß also die Anzahl der Planeten seyn, die sich um diese Sonnen in ewigen Kreißen drehn!“

*) Nach Herschel gibt es Nebelsterne, deren Licht eine Million, neunhundert und zehntausend Jahre braucht, um zu uns zu gelangen.

Unermeßlich! riefen beyde Kinder aus, und ihre Einbildungskraft verlor sich in der unergründlichen Tiefe. Mit unverwandten Blicken hingen sie jetzt an den Sternen, und das Gewölbe des Himmels war ihnen ein anziehenderer Gegenstand geworden, als der stille See und das Echo der Berge.

Das Krankenbett.

In der Nachbarschaft des Landhauses, welches Allwin's und Theodor's Vater besaß, wohnte ein treflicher Mann, der ein einziges Kind hatte, einen Knaben von neun Jahren. Dieser kam bisweilen zu den Kindern, wenn sie mit ihren Eltern auf dem Lande waren, und sie liebten sich gegenseitig von ganzem Herzen. Denn sie waren alle drey gut geartet und selten störte ein Zwist die Fröhlichkeit ihrer kleinen Spiele.

Dieser Knabe ward krank. Ein schleichendes Fieber verzehrte seine Kräfte und alle Hülfe der Aerzte vermochte nichts. Täglich wurde er schwächer und kränker.

Er hatte mehrmals während seiner Krankheit nach seinen kleinen Freunden gefragt und sie zu sehn gewünscht, während sie noch in der Stadt waren. Endlich zogen sie auf das Land hinaus, und als sie Nachricht von Karls Krankheit und seinem Verlangen bekamen, baten sie ihre Eltern um die Erlaubniß, den Kranken besuchen zu dürfen.

Ehe sie gingen, hielten sie mit einander Rath, wie sie ihn erfreuen wollten, und jeder wählte etwas von seinem Spielzeuge für ihn aus, das er für das schönste hielt. Dann gingen sie in den Garten und pflückten ihre schönsten Blumen und jeder band einen Strauß. Damit gingen sie nun in das Haus des Kranken.

Der Arme lag in seinem Bette. Mit einer Wange ruhte er auf der Hand; seine blonden Locken bedeckten die andre. Als er die bekannte Stimme seiner kleinen Freunde hörte, wendete er sich nach ihnen und eine schwache Röthe flog

über sein blasses Gesicht. Allwin und Theodor traten zu beiden Seiten des Bettes und faßten seine Hände. Dann legten sie die Geschenke, die sie mitgebracht hatten, schweigend vor ihm hin. Er nickte ihnen freundlich und dankend zu. Das Spielzeug nahm er nicht, aber die Blumen erfreuten ihn sehr. Er nahm sie mehrmals in die Höhe, betrachtete sie mit innigem Wohlgefallen, und legte sie hin und nahm sie wieder.

Dann sagte er mit einiger Lebhaftigkeit: Er wollte aufstehen, an's Fenster, um die grünen Bäume zu sehn. Man hob ihn aus dem Bette; er versuchte einige Schritte zu machen; aber er sank sogleich kraftlos in die Arme seines Vaters. Dieser trug ihn zum Fenster. Er hob seine Augen zum Himmel empor, und freute sich an den zarten zerfließenden Wolken, und an den grünen Bäumen, in deren Schatten er so oft gesessen hatte.

Einige Augenblicke darauf verlangte er wieder nach seinem Bette.

Jetzt fielen einige Strahlen der untergehenden Sonne auf die Wand des Zimmers. Karl wünschte sein Bett dorthin gerückt zu haben. Die Eltern erfüllten seinen Wunsch, und die Kleinen waren geschäftig, zu helfen und das Bett zu rücken, wie es dem Kranken recht war.

Da nun die Sonnenstrahlen auf das Bett fielen, wurden seine Mienen immer heitrer, und er sah die Umstehenden lächelnd an. Seine Arme hatte er vor sich ausgestreckt, so daß sie von der Sonne beschienen wurden.

Diese sank immer tiefer und der Abend wurde immer schöner. Da faßte der Kranke Allwinen sanft bey der Hand und zog ihn zu sich, und indem er seinen Arm ihm um den Nacken schlang, sagte er mit leiser Stimme: Ich sterbe mit der Sonne; aber sag' es dem Vater und der Mutter nicht.

Aber die Mutter hatte die leisen Worte gehört. Sie warf sich neben dem Bette ihres sterbenden Lieblings auf die Knie, küßte ihn unter tausend Thränen, und verhüllte ihr Gesicht. „Weine nicht, liebe Mutter, sagte der Sterbende: ich bin nicht mehr krank."

„Ich werde ja nicht im Grabe bleiben, setzte er einige Augenblicke darauf mit schwacher Stimme hinzu. Du hast es mir oft gesagt. Und wenn du auch gestorben bist und der Vater, dann kommen wir im Himmel alle zusammen und sterben nicht wieder."

Als er dieses gesagt hatte, lag er einige Augenblicke ruhig: dann richtete er sich plötzlich auf, sank zurück und war todt. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne zuckten auf seinem blassen Gesichte.

Die Kinder kamen weinend und schluchzend nach Hause, und erzählten ihren Eltern den ganzen traurigen

Verlauf. Sie hatten ein angenehmes Bild von dem Tode bekommen, und so oft sie jetzt seiner gedachten, stellt' er sich ihnen unter dem Bilde ihres verstorbenen Freundes dar.

Das Begräbniß.

Zwey Tage darauf wurde Karls Leichnam begraben. Allwin und Theodor gingen hinaus und ihr Vater war neben ihnen.

Es war einer der ruhigen Morgen, wo alle Lüftchen ihren Athem zurückhalten, wo der Thau unbeweglich auf dem zarten Halme blitzt, und alles mit stiller Erwartung dem Aufgange der Sonne entgegen sieht.

Viele Menschen waren auf dem Gottesacker versammelt und erwarteten den Leichenzug. Die meisten hatten den Verstorbenen gekannt und rühmten ihn, und erzählten einander, wie folgsam seinen Eltern, wie gut gegen alle Hausgenossen,

wie wißbegierig und klug er gewesen sey. Manche weinten über ihn, und alle beklagten die kinderlosen Eltern.

Jetzt kam der Sarg. Karls Vater ging weinend neben ihm her.

Am Grabe öffnete man den Sarg. Der Todte schien zu schlafen; sein Gesicht war ruhig und heiter. Kein Zug kündigte Schmerzen an. In seinen gefaltenen Händen hielt er den Strauß, den ihm Allwin und Theodor auf das Bett gelegt hatten.

Die Kinder traten hinzu und sahen alles. Theodor weinte und schluchzte; Allwin warf sich auf den Todten und küßte ihn. Sanft zog ihn der Vater zurück und nahm ihn in seine Arme. Niemand konnte sich der Thränen enthalten, der den Schmerz der Kinder sah.

Der Sarg wurde in die Erde gelassen und bald erhob sich der kleine Hügel über ihm. Die Sonne ging in unbeschreiblicher Herrlichkeit auf und ver-

goldete das neue Grab: aber die Augen dessen, der darunter schlief, öffneten sich nicht mehr, die Schönheit des anbrechenden Morgens und des sinkenden Abends zu sehn. Unbemerkt zogen nun heitre und trübe Tage über seinem Haupte hinweg und er achtete des Regens nicht, der auf seinen Hügel fiel, und der Sonnenstrahlen nicht, die ihn trockneten und wärmten. Er sah nicht mehr die frohe und emsige Geschäftigkeit der Menschen; nicht mehr die goldnen Sterne und den sanften Schimmer des Mondes. Die Blumen des Frühlings blühten nicht mehr für ihn, und die Früchte des Herbstes reiften ihm nicht. Ihm waren die unverwelklichen Blüthen des Himmels aufgegangen. In den Gefilden der Seligen pflückte er schönere Kränze, mit denen nur die Frommen und Guten sich schmücken.

Dem dunkeln Schooß der heil'gen Erde
Vertraut der Sämann seine Saat,

Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen nach des Himmels Rath;
Noch köstlicheren Saamen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Emporblühn wird zu schönerm Loos *).

*) Schiller.

Der reiche Mann.

An einem Winterabende, als Allwin und Theodor mit ihrem Vater am Kaminfeuer saßen, wurde dem letztern ein schwarzgesiegelter Brief gebracht, den er mit sichtbarer Bewegung las. Er faltete ihn hierauf langsam zusammen, hielt ihn lange zwischen beyden Händen und sah gedankenvoll in das Feuer. Die Kinder betrachteten ihren Vater mit gespannter Erwartung. Endlich brach er das Stillschweigen und sagte:

Erinnert ihr euch noch des prächtigen Pallastes in der Gegend von H...., den wir im vorigen Jahre auf unsrer Reise besahn, und der so vieles enthielt, was eure Bewunderung erregte?

Du meinst das Feenschloß, sagte Allwin, das in der schönen Ebne am Flusse liegt, und schon in der Ferne einen so herrlichen Eindruck macht. Ach! welch' ein köstliches Haus! Alle Wände darin waren mit den schönsten Gemählden, alle Treppen und Säle mit Bildsäulen geschmückt!

O ich sehe noch das herrliche Zimmer, fiel Theodor ein, wo an den hellblauen seidnen Tapeten die schönsten Blumen, Schmetterlinge und Paradiesvögel gemahlt waren, als ob sie lebendig wären; und das Naturalienkabinet, wo wir so viele ausländische Thiere sahn.

Aber das schönste, fuhr Allwin fort, war doch der Park, der uns, von dem Balkon herab, wie eine unbegränzte Landschaft vorkam, die uns an alles, was wir je von Feengärten gehört hatten, erinnerte. Die marmornen Tempel, die schäumenden Wasserfälle, die stillen und kühlen Grotten — alles das steht mir noch

jeßt vor Augen, und ich weiß noch gar wohl, wie wir auf jedem freyen Platze durch etwas Neues und Schönes überrascht wurden.

Eben da war es, setzte Theodor hinzu, wo uns die Gold- und Silber-Fasanen erschreckten, die so schnell vor uns auffuhren. Was für eine Menge seltnen Geflügels war nicht da zu sehn! und wie wünschten wir nicht, alles das immer und immer genießen zu können!

Ihr prießt den Besitzer aller dieser Dinge sehr glücklich, sagte der Vater: und ich erinnerte euch, wenn ich nicht irre, daß man sich noch gar manches hinzu wünschen müsse, um sich eines solchen Besitzes erfreuen zu können.

Du sagtest, fiel Theodor ein, ein Kranker würde doch gegen alles das ziemlich gleichgültig seyn, und wer ein unruhiges Gewissen hätte, könnte sie gar nicht genießen.

Auch müßte man Freunde haben, die

sich mit uns erfreuten, setzte Allwin hinzu.

So ist es, meine Kinder, fuhr der Vater fort, und die Geschichte des Mannes, dem jenes prächtige Haus gehörte, beweißt die Richtigkeit dieser Bemerkung nur allzusehr. Er ist vor wenigen Tagen gestorben, dieser unglückliche Mann, und dieser Brief giebt mir die Nachricht von seinem Tode, nach welchem er sich schon lange gesehnt hatte.

Die Kinder wünschten zu wissen, worinne das Unglück des reichen Mannes bestanden habe. Der Vater befriedigte ihren Wunsch durch folgende Erzählung.

Herr Adams, so hieß dieser reiche und unglückliche Mann, war der Sohn eines kleinen Krämers in Niedersachsen, der sehr frühzeitig in dürftigen Umständen starb und diesen Sohn und eine Tochter hinterließ. Ein weitläuftiger Verwandter des Verstorbenen nahm sich des Knaben an und brachte ihn zu einem Kauf=

manne in Hamburg in die Lehre; die Tochter war genöthigt Dienste zu suchen. Adams war ein Knabe von treflichen Anlagen. Er bemühte sich seinem Herrn zu gefallen, verrichtete seine Geschäfte mit Geschicklichkeit und Treue, und wußte noch außerdem Zeit zur Erlernung nützlicher Kenntnisse zu gewinnen. Dieser Eifer blieb nicht unbelohnt. Sein Herr zeichnete ihn bald vor allen seinen übrigen Dienern aus, vertraute ihm die wichtigsten Geschäfte und sah sie unter seinen Händen gedeihn. Mehrere Spekulationen, zu denen ihn Adams veranlaßt hatte, gelangen über alle Erwartung und setzten ihn in den Besitz eines sehr großen Vermögens. Zur Dankbarkeit ernannte er den Diener zu seinem Handelsgenossen.

Adams genoß sein Glück ohne Uebermuth. Seine Lage war sehr angenehm. Er besorgte seine Geschäfte mit Leichtigkeit, und da sie ihm oft Gelegenheit zu reisen gaben, benutzte er diese, seine

Kenntnisse zu bereichern und seinen Geschmack zu bilden. Seine Geisteskräfte entwickelten sich immer mehr, und er erwarb sich überall Achtung und Liebe. Die Reichen suchten seinen Umgang, weil er liebenswürdig war; die Aermern suchten seinen Rath und oft seine Unterstützung; und er war überall zu helfen bereit. Ihr könnt leicht glauben, daß er, bey diesen Gesinnungen, seine arme Schwester nicht vergaß. In der That zog er sie aus ihrer Dürftigkeit und verheirathete sie an einen Landprediger, der sie liebte, und durch Adams Unterstützung in eine sehr bequeme Lage gesetzt wurde.

Nach Verlauf von einigen Jahren ward sein ehemaliger Herr tödtlich krank, und da er keine Hoffnung sah, wieder aufzukommen, ließ er seinen Handelsgenossen zu sich rufen und sagte zu ihm: „Ich werde nicht lange mehr leben; es ist Zeit, daß ich mein Haus bestelle. Noch heute will ich meinen letzten Willen niederlegen,

in welchem ich dich zu meinem einzigen Erben ernannt habe. Du verdienst dieß; denn du hast das Meinige treu verwaltet und es zehnfach vermehrt. In deinen Händen wird es gedeihen, und ich darf nicht fürchten, den mühsamen Erwerb meines Lebens nach meinem Tode leichtsinnig zerstreut zu sehn. Die Kinder meiner Schwester sind ausgeschlossen. Sie haben sich nicht nach meinem Willen gefügt, und ich bin überzeugt, daß sie sich auf meinen Tod freun. Diese Freude soll ihnen verdorben werden."

Alle diese Umstände weiß ich größtentheils aus Herrn Adams eignem Munde. Ich hatte ehedem einige bedeutende Geschäfte mit ihm gemacht, und besuchte ihn vor mehrern Jahren. Er schloß mir sein ganzes Herz auf. Als er an diesen Punkt seiner Geschichte kam, rief er aus: „Ich Unglücklicher! ich glaubte bey dieser Entdeckung auf dem Gipfel des Glücks zu stehn, und ich ahndete nicht, daß mir

das Schicksal eine gefährliche Schlinge gelegt hatte.

„Meine Geschäfte, fuhr er fort, nöthigten mich unmittelbar nach diesem Auftritte, zu einer kleinen Reise, die ich früh genug zu beendigen glaubte, um meinen Freund noch am Leben zu finden. Der Himmel hatte es anders beschlossen. Meine Geschäfte verlängerten sich unerwarteter Weise; er starb, und erst einige Monate nach seinem Tode kam ich nach Hause zurück, um meine Erbschaft in Besitz zu nehmen.

„Die nächsten Verwandten meines verstorbenen Freundes waren ein Neffe und eine Nichte, die, ich weiß nicht wodurch, seinen Unwillen auf sich geladen hatten. Ihre Lebensart mochte nicht die regelmäßigste gewesen seyn, und sie hatten, in Hofnung der reichen Erbschaft ihres Oheims, eine große Schuldenlast aufgehäuft. Sie hatten während meiner Abwesenheit das Testament eröffnen lassen,

und da sie den Inhalt desselben hörten, waren sie in die heftigsten Verwünschungen gegen mich ausgebrochen. In ihren Erwartungen getäuscht, von ihren Schuldnern verfolgt, sahen sie sich genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Man sagte, sie hätten ihren Weg nach England genommen."

Herr Adams nahm nun Besitz von einem unermeßlichen Vermögen, das er durch Glück und Fleiß noch täglich vermehrte. Er heirathete eine schöne und liebenswürdige Frau, die ihm innerhalb zwey Jahren einen Sohn und eine Tochter gebar.

Damals war es, wo er das schöne und geschmackvolle Haus erbaute, das ihr so sehr bewundert habt. Er hatte auf seinen Reisen vieles gesehn und ausgebreitete Bekanntschaften mit Künstlern und Kunstkennern errichtet. Diese benutzte er jetzt, und ihr habt selbst gesehn, welch eine Menge der schönsten Verzier-

ungen er zusammengebracht hat. In diesem bezaubernden Aufenthalte lebte er die glücklichsten Tage in dem Schooße seiner Familie und in einem angenehmen Zirkel geistreicher Freunde, die sein Reichthum und die Annehmlichkeiten seines Hauses um ihn versammelten.

Herr Adams schilderte mir die Glückseligkeit, die er damals genossen, mit den lebhaftesten Farben. „Alle meine Wünsche waren erfüllt, sagte er unter andern, oder vielmehr mein Glück übertraf alles, was ich mir je hatte träumen lassen. Wenn ich an der Seite meiner schönen und liebenswürdigen Frau auf dem Balkon meines Hauses saß und meine Kinder auf meinen Knien schauckelte, glaubte ich eine Welt zu meinen Füßen zu sehn, und dachte mich als den Beherrscher derselben. Aber das glückliche Loos, das mir vom Himmel gefallen war, hatte meine Blicke von dem Himmel weggelenkt und ich hatte die

Wandelbarkeit aller menschlichen Güter vergessen. Ach erst dann, als ich ihren besten Theil verloren hatte, dachte ich wieder an Gott, und mein bekümmertes Herz suchte den auf, den ich in meiner Freude vergessen hatte. Sie sehn meine Leiden, setzte er hinzu, und doch ist das, was Sie sehn, nur ein Theil derselben."

Als mir Herr Adams dieses sagte, lag er in einem kleinen Zimmer seines Landhauses, in das kein Strahl der Sonne drang, auf einem Bette, dessen Vorhänge sich nur selten öffneten. Eine unheilbare Gicht hatte sich fast aller seiner Glieder bemächtigt, und seine Augen so sehr angegriffen, daß ihm oft der matteste Schimmer des Lichtes unerträglich war. Die geringste Bewegung verursachte ihm unerträgliche Schmerzen. Er nahm selten Besuch an, und seine Schwester, die ihren Mann verloren hatte, war die einzige Person, die er in seinem Zimmer dulden mochte, und die für seine

Bedürfnisse sorgte. Sein Haus war verwaist, und wo man ehedem nur die Stimme der Freude zu hören pflegte, tönten jetzt nur die ängstlichen Seufzer eines unheilbaren Kranken.

Herr Adams hatte gerade damals einige leidliche Augenblicke. Als er sah, daß ich von seinem Zustande gerührt war, drückte er mir die Hand und sagte: „Ich will Ihnen mein ganzes Herz ausschütten. Sie nehmen Theil an meiner unglücklichen Lage, und ich fühle mich erleichtert, wenn ich meinen Kummer in eine theilnehmende Brust niederlegen kann."

Er fuhr hierauf nach einer kleinen Pause fort: „Sechs Jahre hatte ich in dieser glücklichen Lage gelebt, als mich meine Geschäfte nach London riefen, wo ich mehrere Monate verweilen mußte. Es war das erstemal nach meiner Verheirathung, daß ich mich so lange von meiner Familie entfernte. Meine Sehn-

sucht nach ihr war außerordentlich, und ich genoß wenig von den Annehmlichkeiten der unendlichen Stadt. Denn mein Herz war beklommen und die Ahndung eines großen Unglücks schien auf demselben zu lasten.

„Eines Tages ging ich bey Newgate vorbey, wo man eben Anstalt machte, einige Straßenräuber aufzuknüpfen. Ich hatte nicht die mindeste Lust bey diesem Schauspiele zu verweilen; da ich aber zufälliger Weise in dem Gedränge hörte, daß der eine von ihnen ein Deutscher sey, zog ich doch weitere Erkundigung ein. Stellen Sie sich meine Bestürzung vor, als ich den Namen Olivier hörte, den Namen des Mannes, den mein ehemaliger Herr mir zu Liebe enterbt hatte! Ich hoffte indeß noch einen Augenblick, daß er ein andrer seyn möchte; aber da ich meine Augen auf das Schaffot richtete, stand derselbe Mann auf der Leiter, in dessen verstörten Mienen ich nur allzu

deutlich die wohlbekannten Gesichtszüge des Enterbten fand.

„Ich war bey dieser schrecklichen Entdeckung wie vom Donner gerührt. Ich eilte nach Hause, ohne zu wissen, was ich that und wie mir geschehn war. Und kaum hatte ich mich von der ersten Erschütterung einigermaßen erholt, als ich einen Brief von meiner Frau bekam, in welchem sie mir schrieb, daß unsre Tochter am Scharlachfieber darnieder läge und auch an dem Knaben die ersten Symptome der Krankheit sich zeigten. Sie bat mich ruhig zu seyn und das beste zu hoffen.

„Diese Nachricht würde mich unter allen Umständen erschreckt haben; aber in diesem Augenblicke warf sie mich ganz darnieder. Ich hatte nicht die mindeste Hofnung, meine Kinder gerettet zu sehn; und brachte die Gefahr, in der sie sich befanden, und Oliviers unglückliches Schicksal in eine traurige Verbindung.

Was ich noch gar nicht gewagt hatte, deutlich zu denken, stand in diesem schrecklichen Augenblicke klar vor meiner Seele. Ich sagte zu mir selbst: Du bist die Ursache von Oliviers Thaten und Tod. Du besitzest das Vermögen, das ihm gehörte: du besitzest es, weil du dich mit keinem Worte für ihn verwendet, und seinen Oheim nicht mit ihm auszusöhnen gesucht hast. Jetzt, wo dieser Unglückliche, den die Verzweiflung aus seinem Vaterlande trieb, die Strafe für ein Verbrechen büßt, wozu ihn seine Hülflosigkeit nöthigte, leidest du in der Angst für deine Kinder einen doppelten Tod und büßest für die Sorglosigkeit, mit welcher du das Unglück des Enterbten betrachtet hast.

„Ich hatte keinen ruhigen Augenblick mehr in England; ich mußte nach Hause, und glücklicher Weise fand sich ein Schiff, das eben zum Auslaufen bereit war. Meine Unruhe begleitete mich auf

der Ueberfahrt und immer stand das Bild meiner Kinder vor meinen Augen. Ach! ich sollte sie nicht wiedersehen! Während ich auf dem Meere umhertrieb, waren die Lieblinge meines Herzens ein Raub des Todes geworden.

„Kaum war ich angelandet, als ich nach meinem Landhause eilte. Es wurde Nacht, ehe ich ankam, und ich sah von Fern einen Theil des Hauses stark erleuchtet; in den dunkeln Zimmern gingen bisweilen Lichter hin und her. Meine Unruhe war unbeschreiblich, und so schnell ich auch fuhr, schien mir doch der Wagen stille zu stehn. Endlich kamen wir an. Ich eilte die Treppe hinauf; niemand begegnete mir. Ich riß den erleuchteten Saal auf, und sah meine Frau im Sarge."

Herr Adams hielt bey diesen Worten inne, faltete die Hände und schien in der Erinnerung seines Schmerzes verloren. Dann fuhr er fort:

„Ich will Ihnen meine Empfindungen nicht beschreiben. Mein Schmerz war unendlich. Sinnlos war ich neben dem Sarge niedergefallen, in welchem meine geliebte Gattinn lächelnd lag. Ein heftiges Fieber ergriff mich: ich raßte mehrere Tag lang, und die Aerzte gaben mich auf. Aber ach! ich hatte die Schaale meiner Leiden noch nicht geleert, und kehrte wider Erwarten in das Leben zurück.

„Von dieser Zeit an erschien mir mein Haus, das vordem der Wohnsitz der Freude und Zufriedenheit gewesen war, wie ein offnes Grab, das meine Geliebten verschlungen hatte. Wohin ich trat, wohin ich meine Augen richtete, sah ich nichts als die Spuren abgeschiedner Freuden, denen ich umsonst meine Thränen und Seufzer nachschickte. Aber auch der Genuß einer wehmüthigen Traurigkeit war mir nicht vergönnt; denn überall drängte sich Oliviers furcht-

bare Gestalt zwischen die theuern Schatten meiner Kinder und meines geliebten Weibes. Ich sah ihn wachend und schlafend. Wie oft bin ich in tödlicher Angst von meinem Lager aufgefahren, wenn ich ihn im Traume sah, wie er meine Kinder erwürgte, oder sie in die Flammen meines Hauses stürzte, oder mit mir kämpfte und sein Vermögen forderte, das er sein rechtmäßiges Eigenthum nannte.

„Diese Träume schienen mir immer mehr und mehr die Stimme des Gewissens zu seyn. Meine Besitzungen machten mir keine Freude mehr, und ich sah dieß als einen Beweiß an, daß ich sie mit Unrecht besäße. Ach! mein Freund, fuhr Herr Adams mit einem Seufzer fort, ich würde auch in meinem Unglücke noch glücklich gewesen seyn, wenn mich mein Gewissen über diesen Punkt frey gesprochen hatte. Ich durfte mir zwar nicht vorwerfen, das Testament

meines Prinzipals auf eine unrechtmäßige Weise erschlichen zu haben; von einem solchen Verbrechen war ich ganz rein: aber hatte ich auch nur das mindeste gethan, den harten Entschluß zu mildern, durch den er seinen nächsten Verwandten enterbte? Ach leider nicht! Diese Unterlassung quälte mich jetzt, und ich rechnete mir Oliviers Thaten und seinen Tod zu. Es war ganz umsonst, daß ich diesen Gedanken bekämpfte; er kehrte immer zurück; und wenn ich ihn am Tage entfernt hatte, ergriff er mich mächtiger des Nachts.

„Einstmals als ich mich unruhig auf meinem Lager umherwarf, fiel mir plötzlich ein, woran ich bis jetzt noch gar nicht gedacht hatte, daß Olivier eine Schwester gehabt und daß er mit dieser geflohen wäre. Dieser Gedanke fiel mir mit neuer Gewalt auf das Herz; aber eben so schnell leuchtete mir ein schwaches Schimmer des Trostes daraus her-

vor. Gottlob! rief ich aus; so kann ich doch vielleicht einen Theil meines Unrechtes wieder gut machen. Ich will sie retten, wo sie auch seyn mag!

„Mit diesen Worten sprang ich auf, und machte sogleich Anstalten zur Abreise. Niemand begriff meine Absicht, denn ich hatte mich niemanden anvertraut und ich ließ die Welt glauben, daß der Tod meiner Familie die einzige Ursache meiner Traurigkeit sey. Ich kam schnell nach London. Mit unsäglicher Mühe erhielt ich einige Nachrichten von der Person, die ich suchte; aber die Spuren ihres Daseyns waren fast verwischt, und das wenige, was ich erfuhr, war nicht gemacht mich aufzuheitern. Aus allen wurde endlich wahrscheinlich, daß sie nach Amerika gegangen sey. Ich eilte ihr auch dorthin nach, aber ohne Erfolg. So verschwendete ich mehrere Jahre mit fruchtlosen Bemühungen, bis ich endlich nach Hause zurückkehrte. Die

vielfältigen Reisen, die Gefahren, die ich ausgestanden, die Unruhe, die mich niemals verließ — alles dieses hatte meine Kräfte aufgerieben und ich versank allmählig in den hülflosen Zustand, in welchem Sie mich jetzt erblicken. Meine Gesundheit ist unwiederbringlich verloren; meine Reichthümer sind mir verhaßt; und alle meine Hofnungen sind auf den Tod gesetzt, der mich von meinen Leiden erlösen und in die Arme meiner Gattinn und meiner Kinder zurückführen wird."

Dieß ist die Geschichte des bedauernswürdigen Mannes, den die Vernachläßigung einer einzigen menschenfreundlichen Handlung so unaussprechlich unglücklich gemacht hatte. Nur ein sehr edler Mann konnte sich, um einer solchen Unterlassung willen, so hart anklagen und eine so lange Reue fühlen. Nachdem er mehrere Jahre auf die traurigste Weise zugebracht hatte, starb seine

Schwester, deren Gegenwart und Sorge seine Leiden erleichtert hatte; und dieses neue Unglück beschleunigte seinen Tod. Als er die Annäherung desselben fühlte, dankte er Gott, daß er ihn aus diesem Zustande befreyen wollte. Denn seine Leiden hatten ihn längst von der Welt getrennt und er sehnte sich nach dem Himmel und der Ruhe im Grabe.

So kann dem Menschen das enge und finstre Grab lieber werden, als der glänzendeste Pallast.

So wenig kann uns der Besitz äußerer Güter glücklich machen, wenn er nicht mit dem Besitze des höchsten Gutes, dem innern Frieden, der Einigkeit mit uns selbst und dem Zeugnisse eines reinen Gewissens verbunden ist.

Aus Allwins Tagebuch.

Allwin und Theodor hatten, auf Anrathen ihres Vaters, die Gewohnheit angenommen, alles, was sie merkwürdiges sahn und hörten, aufzuschreiben. Hierdurch gewannen sie einen doppelten Vortheil; einmal, daß sie aufmerksamer auf das wurden, was um sie her vorging; zweytens, daß sie es sich fester einprägten und zu jeder Zeit wiederholen konnten. Ich will hier einige Stellen aus Allwins Tagebuche mittheilen.

Den ... Oktober. „Zum letztenmale in diesem Jahre habe ich unsern Garten besucht: denn morgen kehren wir nach der Stadt zurück. Ich habe Abschied von ihm genommen, Abschied von allen Blumen, die der Herbst übrig gelassen

hat. Es war mir, als ob sie alle zu mir sprächen und mich alle verständen. Ich dankte ihnen, daß sie so schön geblüht hätten, und wünschte ihnen einen späten Tod, und im künftigen Jahre ein frohes Auferstehungsfest. O daß doch der Winter schon vorüber wäre und der Frühling mit seinen Blumen und Blüthen zurückkehrte! Doch Geduld! Auch der Winter hat schöne Tage und der Vater sagt: Man kann jeden Tag schön machen, wenn man recht gut ist."

Den ... November. Mein Geburtstag! Mein guter Vater war sehr gerührt, als ich diesen Morgen zu ihm kam. Er schloß mich in seine Arme und sagte: „Da du mir vor dreyzehn Jahren als ein neugebornes Kind gebracht wurdest, nahm ich dich gerührt auf meine Arme und bat Gott in meinem Herzen, daß er dich zu einem guten und glücklichen Bürger der Welt machen möchte, die du eben betreten hattest. Ich habe Hofnung, daß

Gott mein Gebet erhört hat. Du hast mir oft Freude gemacht. Fahre auf diesem Wege fort; sey fromm; thue, was recht ist; widerstehe deinen Begierden; so wirst du zufrieden und glücklich werden."

Bey diesen Worten drückte er mich an seine Brust. Ich fiel ihm um den Hals, weinte, und dankte ihm für alle seine Güte und Liebe. Als ich dann wieder allein auf meiner Stube war, erinnerte ich mich alles des Guten was ich meinem Vater verdanke. Mein Herz war voll guter Vorsätze. Möchten sie doch nie aus meinem Gedächtnisse weichen! möchte doch mein Wille immer stark genug seyn, sie redlich in Erfüllung zu bringen!

Ich will mir alles noch einmal einprägen, heute und morgen und alle Tage. Jeden Morgen will ich mich meiner Vorsätze erinnern, und jeden Abend will ich die Vorsätze des Tages mit ihnen vergleichen. Wie froh werde ich dann seyn, wenn meine Rechnung zutrift;

wenn sich der Abend des Morgens nicht schämen darf!

So werde ich den Hang zur Zerstreuung bekämpfen, der mir so manchen Verdruß macht; ich werde aufmerksamer auf meine Arbeiten werden und nichts mehr aufschieben. Aufschub, sagt mein Vater, ist der Dieb der Zeit. Reine Arbeit, sagte er ein andermal, macht ein frohes Gemüth. Ich habe dieß gar manchmal erfahren.

Ich werde verträglicher mit meinem Bruder leben. Ich liebe ihn unaussprechlich und doch wurde oft ein kleiner Streit so ernsthaft zwischen uns. — Bin ich nicht selbst gegen meinen Vater unwillig geworden, wenn er mir etwas befahl, was ich auch ohne seinen Befehl hätte thun sollen. Das soll nie, nie wieder geschehn!

Auch gegen andre Menschen will ich zuvorkommender und gefälliger seyn. An-

dre erfreuen, sagt mein Vater, ist die größte Freude.

Ich will mein Glück nicht in die Befriedigung der Wünsche setzen, die so schnell in dem Herzen aufsteigen und so wenig Dauer haben. Hab' ich nicht schon oft erfahren, daß mir Dinge, nach denen ich höchst begierig war, gleichgültig wurden, so bald ich zu ihrem Besitze gelangte. Daran will ich immer denken, wenn mich eine heftige Begierde ergreift. Es giebt, sagt mein Vater, nur Einen Wunsch, an den wir unsere Glückseligkeit hängen müssen; den Wunsch, immer besser zu werden.

Ich will oft an Gott und an meine Mutter denken, die bey Gott ist, und ihre Kinder bey sich erwartet. Ich will an die Liebe meines Vaters denken, der sich über jeden meiner Fehler betrübt und über jedes Gute erfreut, das er an mir findet. Ich will an alle die guten und großen Menschen denken, von denen

mein Vater mir erzählt hat, und die dadurch groß wurden, daß sie sich selbst beherrschten.

* *

Mein Vater sagte heute: Ein heiteres Gesicht ist ein wohlfeiles Mittel andere Menschen vergnügt zu machen. Die Freundlichkeit, mit der man ein Almosen giebt, ist mehr werth als das Almosen selbst. Denn dieses hilft dem Armen nur einen Augenblick in seiner Noth; jenes erhält sich lange in seinem Andenken. Es beweißt, daß wir mit Wohlwollen schenken, nicht mit Verachtung, nicht um ihn nur los zu werden. Ein Dienstbote thut um eines freundlichen Gesichts willen tausendmal mehr, als um allen Lohn. Nur der Mensch kann heiter aussehn; darum bindet auch ein freundlicher Blick die Menschen an einander.

* *

Den ... März. Heute ist der Todestag unsrer Mutter. Der Vater er-

zählte viel von ihr und von den letzten Augenblicken ihres Lebens. Sie starb lächelnd und weinend zugleich. Ach! warum bist du so früh von deinen Kindern geschieden, du gute und fromme Mutter! Wie wollten wir dich lieben, wenn du noch bey uns wärest; wie wollten wir dich erfreuen durch Gehorsam und Fleiß! Aber du ruhst in der stillen Wohnung der Seligen, wohin unsere Hände nicht reichen können, und siehst auf uns herab und freust dich in deinem mütterlichen Herzen, wenn wir thun was gut ist. Nie, nie will ich vergessen, daß du mich auf deinem Sterbebette in die Arme genommen und Gott gebeten hast, mich zu einem guten Menschen zu machen, oder lieber frühzeitig sterben zu lassen. Siehe, ich gelobe dir, so zu leben, als ob ich jeden Augenblick sterben müßte. Ich will mein Herz rein bewahren, damit ich den Tod nie zu fürchten brauche; und daß, wenn er

mich hinwegruft, ich zu dir kommen und sagen darf: Hier, o Mutter, ist dein Allwin! Dein Gebet ist erhört worden.

* *

Den ... May. Wir brachten den größten Theil dieses schönen Frühlingstages im Garten zu. Der Vater war sehr zufrieden mit uns und seine Zufriedenheit vermehrte die unsrige.

Er sagte unter andern: Wer vor einer Rose vorbeygeht, freut sich über ihre Schönheit und ihren Wohlgeruch. Noch mehr erfreut uns der Anblick von guten Menschen. Die Rose verblüht und läßt keine Spuren von sich zurück; aber die Handlungen guter Menschen wirken fort auf künftige Zeiten und ihr Andenken erfreut und belehrt uns noch lange nach ihrem Tode.

Dann sagte er wieder: Das Leben ist eine Kunst, die nicht jeder versteht. Man kann achtzig Jahre alt werden, ohne eigentlich gelebt zu haben. Denn

der Mensch soll anders leben, als die Pflanze und das Thier. Ein römischer Staatsmann, welcher den größten Theil seines Lebens im Kriege zugebracht hatte, begab sich in seinem Alter auf das Land, wo er neun Jahre in der Einsamkeit unter stillen Betrachtungen und wohlthätigen Handlungen zubrachte. Als er starb, befahl er auf seinen Grabstein zu setzen, daß er neun Jahre gelebt habe. Denkt über den Sinn dieser Worte nach und ihr werdet verstehn, was ich mit der Kunst zu leben meyne.

Der Greiß.

Eines Tages wurde der Vater und seine Kinder auf dem Spaziergange von einem Gewitter überrascht. Sie eilten einem nahen Dörfchen zu und kehrten in das erste Haus ein, dessen Thür sie offen sahn. Auf der Hausflur saß ein alter Mann zwischen drey Kindern, die, so wie er, beschäftigt waren, kleine Körbe aus bunten Weiden zu flechten.

Sie grüßten die kleine Gesellschaft und baten um Erlaubniß, das Gewitter hier abwarten zu dürfen. „Von Herzen gern,“ sagte der Alte, und hieß sie auf eine Bank nieder sitzen. „Gott schickt das Gewitter zu einer guten Zeit, fuhr er fort. Das Land durstete nach Regen.

Wir werden eine gute Aernte haben und ein trefliches Obstjahr."

Herr O... fragte ihn, ob er Land und Gärten hätte.

„Der Weidenbusch ist mein Acker, versetzte der Alte, und die ganze Flur mein Garten. Ich habe nichts auf der Welt, das ich mein nennen könnte, als etwa diese Kinder, die meine Töchter mir hinterlassen haben."

Herr O... fragte weiter, ob er immer das Handwerk getrieben hätte, das er jetzt mit diesen Kindern triebe.

Der Alte verneinte es. Erst seitdem meine alten Arme das Grabscheit nicht mehr führen können, hab' ich es wieder ergriffen. Als Kind hab' ich die Kunst von meinem Vater gelernt, der sie auch trieb, als er grau und stumpf geworden war. Dieser Arm hat in frühern Zeiten den Säbel geführt; jetzt macht ihn schon die leichte Arbeit müde.

Ihr seyd Soldat gewesen, guter Alter? sagte Herr O...

„Und Husar obendrein, versetzte jener. Den ganzen siebenjährigen Krieg habe ich unter dem braven Ziethen mit gemacht. Das war ein Mann! Der liebte uns, wie seine Kinder!"

Der Alte legte bey diesen Worten die Arbeit vor sich nieder, faltete die Hände und fuhr mit einem leisen Kopfschütteln fort:

„Was ist doch das menschliche Herz für ein wunderbares Ding! Man wünscht und weiß nicht, was man will. Man sollte nur alles dem Himmel überlassen und ihm folgen. Aber der Mensch will in allen Dingen seinen eignen Willen haben, und auch das kann man ihm im Grunde nicht verargen."

Diese Aeußerung erregte bey den Angekommenen den Wunsch, etwas von der Geschichte des alten Mannes zu hören. Sie baten ihn darum. Der Alte rückte freundlich an seiner Mütze, und sprach, indem er fortfuhr zu arbeiten:

„Sehn Sie, lieber Herr, ich lebte hier als ein junger Bursche vergnügt und froh. Zwar hatte ich nichts; aber es fehlte mir auch nichts; denn ich hatte gesunde Arme und ein gutes Verdienst. Da kam es mir auf einmal vor, als ob mir alles zu enge würde. Ich wollte die Welt sehn, und mich etwas versuchen, wie manche andre. Meine Mutter wollte mich nicht ziehen lassen; aber mein Vater war andern Sinnes und lobte meinen Muth. Da ging ich denn mit zwey andern fort und nahm Dienste. Jene haben ihre Heimath nicht wiedergesehn; der eine ist an meiner Seite geblieben, der andre ist in der Gefangenschaft gestorben. Mich allein hat das Schwert des Krieges verschont.

„Was hab' ich nicht alles in den sieben blutigen Jahren erlebt! wie viel Gefahren, wie viele schreckliche Begebenheiten! Und doch denke ich nicht ungern daran. Der Mensch gewöhnt sich an alles,

auch an das, wovor ihm anfangs graute. Aber Gott sey Dank! ich habe immer als ein ehrlicher Soldat gehandelt, und kein Blut vergossen, wo es nicht Noth that. Wie könnt' ich sonst auch so ruhig hier sitzen unter den Kindern?

„Als der Krieg zu Ende war, nahm ich meinen Abschied. Ich hatte zwar nichts erübrigt, wie viele meiner Kameraden, die nahmen, was sie haben konnten, arme Gefangene und unschuldige Bauern plünderten. Das habe ich niemals gekonnt. Ich ging so arm aus dem Dienste, als ich hineingekommen war, aber ich sehnte mich jetzt aus dem wüsten Leben in meine Heimath zurück, wo ich mir ein braves Weib suchen und mein Leben beschließen wollte.

„Mit so frohem Herzen ich ehemals in die weite Welt gewandert war, eben so froh und vergnügt kehrte ich jetzt in unser stilles Dörfchen zurück. Ich hatte vieles erlebt und große Städte gesehn; und doch

kam mir jetzt kein Ort schöner vor, als der, wo ich geboren war. Hier heirathete ich ein armes, aber braves Mädchen, mit der ich zwanzig Jahre vergnügt und glücklich gelebt habe. Sie ist vor mir in die Ewigkeit gegangen, und meine zwey Töchter sind ihr nachgefolgt. Auch ich werde ihr nun bald nachfolgen, und ob es mir gleich in der Welt nicht übel geht, so bin ich doch jeden Augenblick zu sterben bereit. Denn wer ein frohes Herz durch die Welt getragen hat, nimmt auch ein frohes Herz mit aus der Welt."

Herr O... fragte noch nach diesem und jenem: dann sagte er: „Ihr sagtet, guter Mann, ihr hättet nichts eignes auf der Welt. Habt ihr nie ein Eigenthum gehabt? nie eines zu haben begehrt?"

Begehrt? o ja! erwiederte der Alte; aber es hat mir nie damit gelingen wollen. Was ich verdiente, war selten mehr als die Nothdurft foderte; und wenn ich etwas erübrigt hatte, fand ich immer Leute,

die es nöthiger brauchten als ich. Nun bin ich alt geworden, und bin frohen Muths gewesen mein ganzes Leben hindurch, und viele, die Häuser und Aecker und alles hatten, waren es nicht. Wer viel auf der Erde hat, hält sich auch fest an der Erde, und wird selten recht froh. Das sieht man wohl, wenn es zum sterben kömmt. Ihr Herz hängt an dem Irdischen und sie möchten gern Gottes Stimme nicht hören, die sie davon ruft. Wenn ich dieß bedenke, bin ich recht froh, daß ich nichts habe, was mich zur Erde herabzieht. Wenn sie mich in das Grab gelegt haben, werde ich keines Hauses mehr bedürfen und kein Hunger und Durst wird mich quälen, und der, vor dessen Augen ich dann stehe, wird mich nicht verstoßen, weil ich arm bin. Nackt kam ich in die Welt; nackt werde ich wieder hinausgehn. Gott sieht das Herz an, ist ein alter Spruch, in welchem viel liegt."

„Es ist selten, sagte Herr O..., daß alte Leute den Tod so wenig scheuen. Das Leben wird ihnen gemeiniglich lieber, je länger es dauert; und immer fürchten sie, der kleine Rest möchte allzu bald zu Ende gehn.

„Auch mir ist das Leben lieb, sagte der Greiß. Warum sollte ich nicht gern leben? ist es mir doch immer wohlgegangen. Zwar als meine Marie starb, wollte ich auch sterben. Ich bat Gott um den Tod, aber er gewährte mir diesen Wunsch nicht, sondern schickte mir Trost. Seitdem hab' ich mich in alles ergeben, was von Gott kömmt. Der Herr hat's gegeben, denk' ich, der Herr hat's genommen. Ist nicht alles sein Eigenthum und Wohlthat von ihm? Gibt er uns nicht auch den Tod so gut, wie das Leben? Und er ist gewiß eine schöne Gabe, da er uns zu Gott in den Himmel führt. Wenn ich daher an den Tod denke, erhebt sich meine Seele zu Gott und ich

opfere ihm gern alle Wünsche, die mich in dem Leben zurückhalten könnten.“

Mit Rührung hörten die Kinder, was der Alte mit großer Heiterkeit sprach. Das Gewitter war indeß vorübergegangen, und man dachte auf den Rückweg. Alle drückten dem Alten die Hand und nahmen von ihm und seinen Enkeln herzlichen Abschied. Der Regen hatte das Land erquickt und alles strebte grüner und schöner empor. Der blaue Himmel blickte durch zerrißne Wolken, die untergehende Sonne schoß breite Strahlen über die befruchtete Erde und die Vögel sangen ihren Abendgesang. Einzelne Schwalben strichen über die Erde und haschten nach Raub; die Mücken tanzten im Abendlichte; überall schien ein heitres und frohes Leben den Schluß des Tages zu feyern und die Ruhe der Nacht vorzubereiten.

Noch mehr als einmal besuchten die Kinder den guten Greiß, und niemals kamen sie zurück, ohne ihn glücklich zu preisen und sich ein ähnliches Alter zu wünschen. Den nächsten Sommer fanden sie ihn nicht mehr. Als die ersten Strahlen des Frühlings erschienen und die Hecken ausschlugen, fühlte er eines Abends eine ungewöhnliche Müdigkeit; er legte sich nieder, schlief ein, schlug gegen Morgen noch einmal die Augen auf und schloß sie dann auf immer.

Wohl dem, der so stirbt!

Das Aerntefest.

In der Nähe des Landhauses, das Herr O... im Sommer mit seinen Kindern zu bewohnen pflegte, lag ein kleines Dorf, dessen Einwohner sich durch Wohlhabenheit, gute Sitten und Verträglichkeit auszeichneten. Die Obrigkeit hatte hier wenig zu thun. Nur selten entstand ein Zwist, und wenn es geschah, war jedermann bemüht, die Entzweyten auszusöhnen. Alle unterstützten sich gegenseitig, und wenn einer durch widrige Zufälle herab kam, griffen ihm die andern nach ihrem Vermögen unter die Arme, so daß im ganzen Dorfe niemand ganz dürftig war. Daher sah man hier überall zufriedne Gesichter. Und so wie sie unter

einander wie Glieder Einer Familie lebten, so waren sie auch gegen Fremde freundlich, zuvorkommend und dienstfertig.

Dieser glückliche Zustand war größtentheils das Werk von zwey würdigen Geistlichen, die nach einander das Predigeramt in dieser Gemeinde verwaltet hatten. Der erstere hatte sie in einem sehr verwilderten Zustande gefunden. Ihre meisten Mitglieder hatten sich durch Spiel und Trunk um das ihrige gebracht; Faulheit, Zanksucht und Betteley waren unter ihnen einheimisch geworden. Der Anfang seiner Amtsverwaltung war daher sehr traurig; aber er gab deshalb den Entschluß nicht auf, mit welchem er das Amt angetreten hatte, sich dem Besten seiner Gemeinde zu widmen, und die Liebe zu Gott und dem Guten unter ihnen auszubreiten. Allmählig gelang es ihm durch Wohlwollen und Redlichkeit das

Vertrauen der Bessern im Dorfe zu gewinnen, allen durch seine Uneigennützigkeit Achtung einzuflößen, und einige in ihren häuslichen Angelegenheiten aus der dringenden Noth zu retten. Er hatte die Freude, daß sich einige der Unordentlichsten besserten; andre, welche unverbesserlich schienen, starben dahin; und da die unter den Augen des Pfarrers gebildete Jugend heranwuchs, reinigte sich die Gemeinde immer mehr von ihren vormaligen Lastern. Das, was dieser redliche Mann mit so großem Eifer angefangen hatte, setzte sein Sohn fort, der die Tugenden und das Amt seines Vaters erbte, und die vormals so verrufne Gemeinde wurde durch den wohlthätigen Einfluß ihrer wackern Prediger das Muster guter Sitten für die ganze Gegend.

Als Herr O... eines Sonntags mit seinen Kindern in die Nähe des Dorfes kam, sahn sie auf der Wiese ein

lebhaftes Gewühl von Menschen. Männer, Weiber nnd Kinder schienen in einem fröhlichen Geschäfte begriffen. Einige banden Kränze von Aehren, andre Blumenschnuren von Cyanen und Astern, andre umwanden weiße Stangen mit zierlichen Bändern. Sie hatten sich hier versammelt, um in einem feyerlichen Aufzuge nach der Kirche zu ziehn, wo das Aerntefest gefeyert werden sollte. In kurzem war alles in Bereitschaft gesetzt. Der Zug wurde mit Stille und Leichtigkelt geordnet. Die jüngsten machten den Anfang und trugen die bebänderten Kränze hoch in der Luft; ihnen folgten die Schnitter und Schnitterinnen Paar und Paar, mit Sicheln und Sensen, die ebenfalls mit Bändern geschmückt wahren. Während sie einhergingen, sangen sie:

Freude hat uns Gott gegeben;
Froher Herzen Dankbarkeit
Sey dem Ewigen geweiht!

Er, vor dem die Berge beben,
Freut sich unsrer Fröhlichkeit.

Emsig streuten wir den Saamen
In der Erde weichen Schooß,
Milder Thau und Regen floß,
Und der Sonne goldne Strahlen
Pflegten zarter Halme Schoß.

Sieh, wie von des Himmels Höhen,
Uns zu fröhlichem Gedeihn,
Gottes Hände Segen streun;
Seines Athems mildem Wehen
Blüht und lächelt Thal und Hain.

Er, den die Gestirne preisen,
Wandelt segnend durch die Flur,
Leben sprießt auf seiner Spur;
Und in ihren weiten Kreisen
Jauchzt ihm feyernd die Natur.

Wo die Aehrenfelder wallen,
Rauscht dem guten Vater Dank;

Und der Nachtigall Gesang,
Und der Kinder süßes Lallen
Ist der Gottheit Lobgesang.

Alles hat uns Gott gegeben,
Was der Erde Schooß gebar;
Freude bringen wir ihm dar;
Herzen, die von Freude beben,
Sind sein würdigster Altar.

Unter diesem Gesange kam der Zug in die Kirche, die mit grünen Zweigen geschmückt war. Eine feyerliche Musik empfing ihn. Die Schnitter umringten den Altar von der einen Seite, die Schnitterinnen von der andern, und legten einige Kränze darauf nieder. Alles ging mit Stille und Andacht vor sich. Der Gottensdienst nahm hierauf seinen Anfang.

Aus der Predigt des ehrwürdigen Pfarrers merkten sich Allwin und Theo-

dor folgende Stelle in ihren Tagebüchern an.

Er sagte im Anfange der Predigt: „Wir feyern heute ein schönes Fest, meine lieben Freunde, ein Fest des Dankes gegen den, von dem uns alle gute Gaben kommen, ein Fest der Freude über empfangene Güter. Ihr seht eure Speicher gefüllt und dürft den Winter mit ruhigem Herzen erwarten. Dabey denkt ihr, ich weiß es gewiß, mit herzlicher Liebe an den, der uns Regen gab und Sonnenschein, daß der Saame aufging und Früchte trug. Ich weiß, daß ihm jeder von euch, nicht mit dem Munde bloß, sondern von ganzer Seele dankt, daß er seine Wünsche erfüllt, seine Besorgnisse vereitelt hat. Denn als ihr den Saamen in die Erde streutet, dachtet ihr: Wird er auch aufgehn? und als er fröhlich aufgegangen war, und die dichten Halmen auf dem Acker wallten und die

Aehren sich füllten, da dachtet ihr wieder: Wird Gott auch die Früchte vor Ungewitter und Hagel bewahren? Nun seht, er hat sie bewahrt; er hat euch gegeben, was ihr bedurftet. Der Name des Herrn sey gelobt!

„Wenn euch Gottes Güte gibt, was ihr nöthig habt, so will er euch abhalten zu sorgen und zu sagen: Was werden wir essen? was werden wir trinken? Denn solche Sorgen beschweren des Menschen Herz und ziehen es von Gott und dem Guten ab, worauf es doch allein gerichtet seyn soll. Genießet daher, was euch Gott verliehen hat, mit froher Genügsamkeit. Trachtet nicht nach mehrern; denn die da reich werden wollen, fallen in Versuchung. Seyd zufrieden bey dem, was ihr habt. Zufriedenheit ist mehr als Reichthum. Alle Schätze der Erde können ein beladenes Gewissen nicht erleichtern, noch ein gebeugtes Herz froh machen. Zufriedenhett und Genüg=

samkeit ist der schönste Dank, den man Gott darbringen kann. Denn wer genügsam ist, ist froh und lobet Gott und geht endlich ein zu seinem ewigen Reiche.„

Weiter hin sagte er: „Ihr habt zwiefache Ursache, euch eures Glücks zu erfreuen, wenn ihr an die Armen denkt, die sich dieses Festes nur mit Thränen erinnern, aber es nicht feyern können. Denn ach! in vielen Gegenden unsers Vaterlandes haben die goldenen Aehren nicht auf dem Acker gewallt. Der Huf des Rosses hat die Saat zertreten und das Schwert der Krieger hat die Halmen niedergemäht, ehe sie Früchte tragen konnten. Der Waizenacker ist ein Gottesacker geworden, und wo sonst Garben lagen, blicken die Gebeine der Erschlagenen aus der Erde hervor. Dörfer und Städte liegen darnieder in der Asche, und ihre ehemaligen Bewohner irren zerstreut umher und betteln ihr Brod: sie, die ehedem auch Aernte-

feste feyerten und fröhlich waren, wie wir. Solche Noth habt ihr nicht erfahren! Gott sey gelobt dafür. Aber denket an diese und andre Armen in eurer Freude und theilet ihnen von eurem Ueberflusse mit. Das Thier in dem Walde und der Vogel auf dem Baume findet überall eine Stätte, wo er ruhe; denn Gott hat ihm überall ein Lager bereitet und Futter ausgestreut. Aber wenn der arme Mensch von seiner Heimath vertrieben worden, findet er nicht leicht einen Platz, wo er sein Haupt ruhig niederlege. Der Kummer ist seine Nahrung und Thränen sein Trank. Darum erbarmet euch sein und helft ihm mit zuvorkommender Freundlichkeit. Gott hat euch nur für wenige Tage auf diese Erde gesetzt und zu Verwaltern seiner Güter bestellt. Geizet also nicht mit dem, was euch nur für wenige Tage verliehen ist; erfreuet andre damit, so werdet ihr als gute Haushalter der irdischen Güter

handeln. Denn wenn euch einst der himmlische Richter, vor dessen Stuhle wir alle erscheinen müssen, nach euerm Leben fragt, was werden die antworten, die nur für sich gelebt und sich nie um das Elend ihres Nächsten bekümmert haben?"

Am Schlusse sagte er: „Geht nun, meine Lieben, und freut euch des heutigen Tages. Ihr werdet euch aber seiner dann recht freun, wenn ihr euer Herz zu Gott erhebt und Andern mit Liebe nnd Gefälligkeit entgegen kommt. Jeder von euch, auch der jüngste und der gesundeste, müsse denken, daß er auf seinem Grabe stehe, und daß ihn die Erde aufnehmen werde, eh' er es denkt. Wie dann jeder wünschen wird, gegen den andern gehandelt zu haben, so handle er jetzt. Dieß wird euch nicht in eurer Freude stören; und ihr werdet mit reinem Herzen durch das Leben wandeln, bis euch durch den Tod eine Aernte von Freuden zu Theil wird, die niemals vergehen."

Der Brand.

In einem benachbarten Dorfe brach Feuer aus. Die Nacht war stürmisch, jedermann lag im ersten Schlafe. So griff die Flamme schnell um sich, und es war nicht viel Widerstand zu thun. Die meisten Häuser wurden in die Asche gelegt, und ihre unglücklichen Bewohner konnten wenig mehr als ihr Leben retten.

Herr O... eilte, als es Tag geworden war, mit seinen Kindern nach der Brandstätte, um, so viel seine Kräfte verstatteten, den Hülfsbedürftigen beyzustehn. Mit ängstlicher Erwartung näherten sie sich. Eine schwarze Rauchwolke umhüllte die Stelle, wo ehemals reinliche Häuser zwischen grünen Bäumen gestanden hatten. Das zerstreute, zum Theil vom Feuer beschädigte Vieh,

irrte brüllend auf den Aeckern umher. Verworren lagen die geretteten Geräthschaften und ihre Besitzer saßen weinend dabey. Vielen gebrach es an Kleidungsstücken. Lange Reihen von glühenden und dampfenden Aschenhaufen bezeichneten die Stelle der Straßen, und hier und da stand noch ein Thor, in welchem niemand mehr aus- und einging. An einigen Stellen brannte es noch. Das Getöse der Feuersprützen, das Rufen der Arbeiter, das Weinen der Weiber und Kinder erfüllte den ganzen Ort. Eine Menge von Menschen war aus den benachbarten Orten herbeygekommen. Man theilte Lebensmittel aus, versah die Entblößten mit Kleidern und bot ihnen Wohnungen an. Das Bestreben, der Noth abzuhelfen, war allgemein. Auch Herr O.... nahm eine ihm bekannte Familie in seinem Landsitze auf. Allwin und Theodor bemächtigten sich der Kinder und nahmen sie mit; die Eltern ver-

sprachen nachzufolgen, wenn sie den Schutt von der Brandstätte bey Seite geräumt haben würden.

Unter den Abgebrannten zeichnete sich einer aus, der unter dem Namen des reichen Johannes bekannt war. Sein Haus war das schönste im Dorfe gewesen. Er besaß vielerley Silberwerk, und schöneres Hausgeräthe als irgend einer seiner Nachbarn; denn sein Ehrgeiz war, es den Städtern gleich zu thun. Ach aller dieser Schmuck, auf den er sich so viel zu gute that und den er prahlerisch zu zeigen pflegte, war ein Raub der Flammen geworden. Sein Schmerz war gränzenlos. Bald sah er starr, mit über einander geschlagenen Armen, einem Verzweifelnden ähnlich, auf die Brandstätte; bald lief er auf und ab und schrie überlaut. Aber niemand kümmerte sich um ihn, niemand bemitleidete ihn. Sein Hochmuth hatte ihn verhaßt und sein Geiz verächtlich gemacht. Denn er

jagte die Armen scheltend von seiner Thüre, und niemand war, den er mit seinem Reichthume erfreut hätte.

Das auffallende Betragen dieses Mannes, der auch nach diesem Verluste noch der reichste Mann im Dorfe blieb, und die Gesinnungen, welche seine Nachbarn gegen ihn geäußert hatten, gab zu einigen Gesprächen zwischen Hrn. O... und seinen Kindern Veranlassung.

„Ihr habt hier ein neues Beyspiel, sagte der Vater unter andern, wie wenig der Reichthum glücklich macht, wenn man nicht den Verstand hat, ihn entbehren zu können. Er ist gewiß ein Gut; aber nur dann, wenn er uns von Sorgen befreyt, und uns zu edeln und würdigen Beschäftigungen unsers Geistes Muße verschafft. So bald er aber selbst all' unsre Sorgen auf sich zieht, so bald uns seine Erhaltung ängstlich, sein Verlust unglücklich macht, dann ist er gewiß kein Gut mehr."

„Aber wie soll man es anfangen, sagte Theodor, nicht betrübt zu seyn, wenn man, so wie der reiche Johannes, eine so große Menge von Dingen verliert, die einem lieb und werth waren?“

„Man soll vor allen Dingen, erwiederte der Vater, so lange man sie noch in voller Sicherheit besitzt, oft an die Möglichkeit ihres Verlustes denken. Wer etwas von einem andern geliehen hat, wird es dem Eigenthümer ohne Betrübniß zurückgeben. Nun ist aber alles unser Eigenthum als eine Schuld anzusehn, die wir dem Glücke zurückzahlen müssen, so bald es ihm gefällt, sie von uns abzufordern. Und nicht unser Vermögen allein, auch unser Leben.“

„Wäre es aber nicht besser, sagte Allwin, gar nichts zu haben, als das, was man hat, durch Unglücksfälle einzubüßen.“

„Es hat weise Menschen gegeben, antwortete der Vater, die auch dieser

Meinung waren. Sie glaubten, die ungestörte Heiterkeit des Gemüthes nicht sichrer erhalten zu können, als wenn sie sich von allen Bedürfnissen losmachten, die nicht unmittelbar zur Erhaltung des Lebens erfordert werden. Freywillig kehrten sie in den Zustand zurück, aus welchem der Wilde heraustritt, wenn er sich ein Eigenthum umzäunt und bearbeitet. Frey und genügsam, an keinen Ort gebunden, gingen sie durch die Welt; sie strebten nach nichts als nach Tugend und der Ausbildung ihres Geistes, und keine irdische Sorge hinderte sie an dieser edeln Bemühung. Andre haben gemeynt, daß es eines vernünftigen Mannes würdiger wäre, den Genuß nicht zu verschmähn, den uns der Besitz der Güter des Lebens anbiethet; aber sie forderten zugleich, daß man Mäßigkeit und Kraft genug besitze, um diesen Genuß jeden Augenblick entbehren und ihm ohne Schmerzen entsagen zu können."

„Ihr habt vom Diogenes gehört, welchen die Alten den weisen Hund zu nennen pflegten. Alle Besitzungen dieses Mannes bestanden in einem Mantel, einem Stabe und einem Ranzen, in welchem er einen hölzernen Becher trug. So wenig dieß war, so entdeckte er doch, daß er noch etwas davon entbehren könnte, und als er eines Tages einen Hirtenknaben aus der hohlen Hand trinken sah, warf er seinen hölzernen Becher von sich. Nach ganz andern Grundsätzen lebte der Zeitgenosse dieses Weisen, Aristipp. Auch dieser strebte nach einer völligen Freyheit von äußern Dingen, aber er entsagte ihrem Genusse nicht. Er war abwechselnd bald reich bald arm, und er lebte in der Armuth nicht minder froh, als er im Schooße des Reichthums gelebt hatte. Als er einstmahls auf einer Reise bemerkte, daß sein Sklave unter der Last des Geldes seufze, die er ihm zu tragen gegeben hatte, befahl er ihm, seine

Last von sich zu werfen. Er genoß, was er hatte, und vermißte das, was er entbehren mußte, nicht. Von diesen beyden Männern strebte der eine wie der andre nach einer ununterbrochnen Heiterkeit des Gemüths, und es ist schwer zu sagen, welcher von beyden mehr Beyfall verdiene, und welchem man vorzüglich nachahmen müsse. Vielleicht beyden. Um immer glücklich und frey zu seyn, muß die Kunst, wenig zu bedürfen, mit der Kunst, sich nicht von äußern Dingen beherrschen zu lassen, vereinigt werden."

„Mir gefällt der weise Hund doch besser, als der andre," sagte Allwin.

„Auch mir," sagte Theodor.

„Dieß wundert mich nicht, sagte der Vater. Aber es könnte doch eine Zeit kommen, wo ihr dem andern den Preiß zuerkenntet."

„Warum glaubst du dieß?" fragten die Kinder.

„Ihr werdet bey wachsender Erfahr-

ung einsehn, daß die mannichfaltigen Verbindungen der Menschen unter einander es schwerlich erlauben, ein so einfaches und bedürfnißfreyes Leben überall durchzusetzen. Aber so lange ihr an jenen Verbindungen und Verhältnissen noch keinen Antheil nehmt, werdet ihr wohl thun. dem Diogenes nachzuahmen. Je weniger Bedürfnisse, desto mehr Freyheit; je mehr Freyheit, desto mehr Heiterkeit. Mit wenigem Gepäcke kömmt man leichter durch die Welt. Dem Fußgänger ist leicht jeder Weg bequem. Ein Heer, das nichts als seine Waffen mit sich führt, ist fast immer siegreich; ein schwer beladnes muß immer mehr an die Erhaltung seines Gepäckes als an den Sieg denken. So ist es auch mit dem einzelnen Menschen. Je mehr er besitzt, desto häufigern Gefahren ist er ausgesetzt. Je mehr er bedarf, desto mehr wird er auf Mittel denken müssen, seine Bedürfnisse zu befriedigen, desto mehr

Sorgen, desto weniger Heiterkeit wird er haben."

* *

„Warum hatte man so wenig Mitleiden mit dem reichen Johannes? Er hatte doch mehr verloren, als irgend einer."

„Ohne Zweifel, weil er hochmüthig und geizig war; antwortete Allwin. Ich hörte einige Leute sagen: Der hat das Unglück verdient, hat er doch niemanden etwas gegeben."

„Dieß ist die natürliche Strafe des Geizes, fuhr der Vater fort, daß er alle Menschen von dem abwendig macht, der dieses Laster besitzt. Der Geizige verschließt sein Herz selbst gegen die Empfindung, die sich sonst alle Herzen zu öffnen weiß, gegen das Mitleiden. Der Geizige liebt nichts als sich selbst; ja, oft quält er sich selbst, um die Schätze zu vermehren, denen er seine Liebe geschenkt hat. Eine solche Gemüthsart ist Gott und Menschen verhaßt. Was ist natürlicher als Mit-

theilung? und wo gibt es einen schönern Weg, seine Glückseligkeit zu vermehren, als wenn man das Glück andrer befördert? Davon weiß der Geizige nichts. Er ist selbstsüchtig, hartherzig und mißtrauisch. Diese Eigenschaften stoßen alle Menschen zurück.

„Ihr habt gesehn, wie hülfreich sich jedermann bey dem Brande bewieß. Auch die fremdesten Menschen nahmen Theil an dem Schicksale der Unglücklichen, und diese waren zutraulicher als gewöhnlich. Durch das Unglück kommen die Menschen einander näher. Die Vornehmen und Reichen fühlen in solchen Fällen, daß sie gegen solche Noth nicht sicher sind; dieses Gefühl macht sie weicher und besser. Würden die Menschen immer auf eine so eindringende Weise an ihre Menschlichkeit erinnert, sie würden niemals stolz, übermüthig und hartherzig seyn.

„Wie erfreulich und heiter würde das Leben seyn, wenn sich alle Menschen als

Brüder betrachteten; wenn jedermann zufrieden mit dem, was er aus den Händen Gottes empfängt, niemanden das Seinige mißgönnte; einer den andern durch Mittheilung erfreute, alle offenherzig, ehrlich, zutraulich und edelmüthig wären. Die Alten haben eine Dichtung von einem Zeitalter, das sie das goldne nennen, wo die Menschen keinen Neid, keine Mißgunst und keine Habsucht kannten. Da herrschte die Freude auf der Erde und die Natur bot ihre Gaben im Ueberfluß dar; denn jedem genügte das, was das Bedürfniß forderte. Alle Menschen waren gerecht, daher gab es keine Richter und keine Strafen. Wenn man doch diese Zeit wieder herstellen könnte! Vielleicht ist dieß nicht möglich; aber ihr seht wohl ein, daß ein jeder wohlgesinnte und edle Mensch so handeln müßte, als ob es möglich wäre. Ein jeder muß gleichsam das Bild des goldnen Weltalters in

seinem Herzen tragen, und es wenigstens in sich selbst durch Heiterkeit, Uneigennützigkeit, Gerechtigkeit und Edelmuth wirklich zu machen suchen.

Felix.

Felix galt schon in seinem zwölften Jahre für einen sehr gebildeten Knaben. Er hatte eine angenehme Gestalt, die er durch eine nette Kleidung zu heben suchte; er hielt sich immer gerade, setzte die Füße, wie es ihn der Tanzmeister gelehrt hatte, küßte allen Frauenzimmern die Hand, und that überall wie ein erwachsner Mann. Viele Mütter stellten ihn ihren Kindern zum Muster vor und schienen nicht zu zweifeln, daß aus einem so artigen Knaben ein treflicher Mann werden müßte.

Aber jemehr Felix heran wuchs und jemehr man von ihm erwartete, desto

unbedeutender wurde er. Er fühlte allmählig selbst, daß er hinter Kindern zurück blieb, die ihm an Jahren nach standen, und die er ehemals verachtet hatte, weil sie nur gutmüthig, nicht höflich waren. Auch wurde er bald inne, daß ihn wenige Menschen liebten, ob er gleich gegen jedermann höflich war und niemanden etwas zu Leide that.

Da er nun sah, daß man wenig aus ihm machte, und ihn zurücksetzte, so sehr er sich auch hervor drängte und bemerklich zu machen suchte, fühlte er seine Eitelkeit gekränkt. Er hatte in frühern Jahren bisweilen mit Allwin und Theodor gespielt; späterhin aber hatte er ihren Umgang vernachläßigt, weil sie nicht in Gesellschaften gezogen wurden und keine Visiten gaben. Jetzt hatte er sie häufig rühmen hören und er knüpfte die alte Bekanntschaft wieder an. Er wollte sehn, was man an ihnen zu rühmen fände, und — konnte nichts entdecken.

Denn ihr Anzug war einfach und schlicht, und so waren auch ihre Manieren. Sie sprachen offenherzig, aber wenig und ohne Ziererey. Die Vergnügungen der Sadt, auf deren Theilnahme sich Felix so viel einbildete, waren ihnen unbekannt, und sie schienen wenig Verlangen darnach zu hegen, denn sie wußten nicht anders, als daß sie nur für Erwachsne bestimmt wären. Für Felix waren dieß Räthsel, die er sich nicht lösen konnte.

Eines Tages, da seine Eitelkeit in einer Gesellschaft eine kleine Kränkung erfahren hatte, beklagte er sich über sein Schicksal und seine Zurücksetzung. Er gab seinen kleinen Freunden zu verstehn, daß es ihm unbegreiflich sey, warum man sie so sehr liebe und lobe, da sie doch im Grunde wenig Lebensart besäßen. Er bat sie, ihm ihr Geheimniß mitzutheilen. „Wie muß ich es anfangen, rief er aus, mich so beliebt zu machen, und solchen Beyfall zu erhalten? Was

kann ich mehr thun als jetzt? Wie fangt ihr es an, daß jedermann so gut von euch spricht?"

Die Kinder erröthete n. Sie wußten keine Antwort darauf zu geben.

Aber Herr O... hatte diese Unterredung in der Ferne gehört. Er rief Felix auf sein Zimmer und sprach folgendermaaßen zu ihm:

„Ich habe deine Fragen gehört, lieber Felix. Meine Kinder können sie dir nicht beantworten. Aber ich kann es, wenn du glauben willst, daß ich es gut mit dir meyne, wenn ich dir einige unangenehme Wahrheiten sage."

Felix verbeugte sich, und versicherte, er werde alles sehr gut aufnehmen.

„Du bist ein recht feiner und wohlgezogner Knabe, fuhr Herr O... fort, und wenigstens ist der Mangel an Höflichkeit nicht schuld daran, wenn du nicht allgemein beliebt bist. Aber glaube mir, deine Manieren sind deinem Alter

nicht angemessen. Du drängst dich unter die Erwachsnen, nicht um von ihnen zu lernen, — dieß wäre sehr rühmlich — sondern um an ihren Vergnügungen Theil zu nehmen und dich ihnen gleich zu stellen. Dieß ist den Erwachsnen lästig, und sie können bisweilen nicht umhin, dich fühlen zu lassen, daß du nicht zu ihnen gehörst. Solche Aeußerungen werden dich ohne Zweifel sehr kränken, und ich müßte mich sehr irren, wenn deine heutigen Launen nicht aus einer solchen Quelle entsprungen wären."

Felix erröthete und sah ungemein verlegen aus.

„Wenn du solche Kränkungen vermeiden willst, wenn es dir ein Ernst ist, einen dauernden Beyfall zu erwerben, so suche nicht mehr zu scheinen als du bist; aber bemühe dich, weit mehr zu seyn, als du scheinst. Du kannst noch keinen Anspruch auf einen Platz unter Männern machen; aber wenn du

alle deine Kräfte aufbietest, dich dereinst eines solchen Platzes werth zu machen, so wird man dich auch jetzt schon achten. Nur glaube nicht, daß hierzu die Aufmerksamkeit auf dein Aeußeres hinreicht. Dieß ist recht gut, um keinen Anstoß zu geben; aber es ist viel zu wenig, wenn man Beyfall erhalten will. Ohne innern Werth ist aller Anstand und Putz nur eine hohle Schaale, die etwas verspricht, was sie bey genauerer Betrachtung nicht leistet. Denke also, wenn du dir einen dauernden Werth verschaffen willst, an die Ausbildung deines Geistes mehr als an die Verschönerung deines Körpers; erwarte aber nicht, daß man dich sogleich bewundern und rühmen werde. Wer in seinen lobenswerthen Bemühungen immer an das Lob denkt, das er einärnten will, der meynt es mit dem Guten nicht ernstlich, und er wird sich oft in seinen Erwartungen betrogen finden. Du mußt dich an dem stillen Besitze des Guten er-

freun, auch wenn es niemand weiß, und deine Bemühungen müssen sich nicht mit Geräusch kund thun wollen. Gewinne die Einsamkeit lieb. Hier wirst du mehr Freude finden, als an den glänzenden Festen, die nicht für dein Alter sind, und bey denen man dich mehr duldet als liebt. Wenn du hier deine Eitelkeit abgelegt, wenn du nützliche Kenntnisse eingesammelt, deine Einbildungskraft belebt und dein Herz veredelt hast, wenn du zum Jünglinge gereift bist, dann kehre bescheiden in die Welt zurück, die dich gern aufnehmen und dir Liebe und Beyfall schenken wird."

Hier schwieg Herr O... und ein Strom von Thränen brach aus den Augen des Knaben, der hier seine Eitelkeit so tief gekränkt sah. Verdruß und Schaam, seine bisherigen Neigungen und die neue Lehre, die ihm hier gepredigt wurde, kämpfte in seinem Herzen. Er wußte nicht, wohin er sich wenden

sollte. Endlich siegte doch das Gefühl des Guten. Er versprach Herrn O... seinen Ermahnungen zu folgen und erfüllte sein Versprechen. Er vermied Zerstreuungen und drängte sich nicht mehr zu den Gesellschaften der Erwachsenen. Bald gewann er Neigung zu den Wissenschaften, die er bisher nur als eine Last angesehn hatte; seine Fähigkeiten entwickelten sich schnell zu seiner eignen Verwunderung, und er genoß eine innre Zufriedenheit, die er vordem gar nicht gekannt hatte. Selbst die Ueberwindung, die es ihm anfänglich kostete, wenn er einem gewohnten Vergnügen entsagte, wurde eine Quelle der Heiterkeit für ihn. Oft bat er noch Herrn O... um seinen Rath, und immer dankte er ihm herzlich, daß er ihn ohne Schonung von seinem vorigen Wege abgezogen hätte.

Der Traum.

Theodor träumte einstmals, daß er gestorben sey. Es kam ihm vor, als ob er neben dem Sarge stände, auf welchem sein Leichnam lag, und er fühlte eine tiefe Wehmuth, von diesem treuen Gefährten seines Lebens getrennt zu seyn. Er berührte sich einigemal selbst, und wollte auch den Leichnam anrühren, um sich von der Wahrheit dieser Trennung zu überzeugen, als er plötzlich emporgehoben wurde, und, ohne Flügel zu haben, über der Erde schwebte. Diese Erhebung war mit einem so erheiternden Gefühle verbunden, daß seine vorige Betrübniß ganz verschwand. Die schwer-

fällige Masse, die jetzt zu seinen Füßen lag, und das leichte ätherische Wesen, womit er sich jetzt in der Luft bewegte, schienen nicht mehr zusammen verwandt; und wenn ihm vorher bey dem Gedanken geschaudert hatte, seinen Leib zu verlassen, so schauderte ihm jetzt, wenn er sich die Möglichkeit dachte, wieder an diesen fremdartigen Körper gefesselt zu werden.

Auf einmal sah er nichts mehr von dem ganzen Leichenapparat und schwebte über einem Garten, den eine Menge Blumen in den zierlichsten Figuren schmückten. Schlanke Bäume erhoben sich hoch in die Luft, wo sie ihre Zweige in einander schlangen und ein dichtes Laubdach bildeten, während daß ein heiteres Licht um die zarten Stämme spielte und Blätter und Zweige zu durchdringen schien. So neu diese Erscheinung war, fand sie Theodor doch gar nicht wunderbar, aber es vergnügte ihn ungemein, daß, wenn er seine Blicke auf

eine Blume richtete, diese sich augenblicklich in einen himmlischen Glanz kleidete. Ihr Geruch war verloren, aber dafür athmete jedes Blatt die melodischsten Töne aus. Zugleich war sein eignes Ich eben so musikalisch geworden, als die Dinge um ihn her. Jeder Ton sprach in seinem Innersten an, und schien sich darinne zu spiegeln und reiner und glänzender daraus zurück zu strahlen.

Die Harmonie dieser Farbenmusik wurde immer anmuthiger, die Töne immer sanfter und leiser, als aus den Kelchen der Blumen menschlich gestaltete Wesen hervorblühten. Diese ätherischen Gestalten, die nur eine neue Art von Blumen schienen, umgaben den Knaben ohne die mindeste Verwunderung und Neugierde, so wie sie auch dieser als etwas Bekanntes betrachtete. Sie sprachen und ihre Rede war Gesang. Worte vernahm Theodor nicht und doch verstand er die Rede in seinem Innersten.

Während er mit dieser Gesellschaft über den Blumen schwebte, verschwand das blaue Gewölbe, das die Erde bedeckte, und ein unendliches Feuer von unbeschreiblicher Anmuth und Reinheit leuchtete von allen Seiten in sie hinein. An der Stelle des Gartens hatte sich ein gränzenloses Meer ausgedehnt. Anfänglich schien die Tiefe dieses Meers dunkel und leer; aber allmählig zog sich die Nacht aus einander, wie wenn die Wolken rund um die Sonne her zerfließen, und eine heitere Welt glänzte aus der Tiefe herauf. Leuchtendere Gestirne und ein hellerer Mond waren darinne aufgegangen und lachten durch hängende Gärten, die sich in dem Krystalle des Wassers verklärt hatten. Ein ewiger Wechsel herrschte in dieser beweglichen Welt, die sich in harmonischen Kreisen drehte und immer neue Gestalten zeigte. Die Gestirne zogen einander in mannichfaltigen Gruppen entge-

gen, die sich ohne Verwirrung mischten und trennten; und wo sie hinzogen, bezeichneten Lichtstreifen von mannichfaltigen Farben ihre verschlungenen Bahnen. Indem Theodor die wandelnden Bilder beschaute, ergriff ihn der Zauber dieser Erscheinungen, und er glitt durch die flüßigen Krystallen sanft zu den Sternen hinab, und bewegte sich mit ihnen, als ob er längst zu ihnen gehört hätte. Ströme von Licht umflossen ihn, und die Regenbogen, die ihn umzogen, sprachen bey jeder Berührung wie Aeolsharfen an. Er schwamm auf dem Strome des Wohllauts, in welchem jeder Tropfen wie ein beseeltes und befreundetes Wesen zu ihm redete.

Aber alle diese Müsik verstummte, als aus der Ferne ein menschlicher Gesang ertönte. Es war der Gesang eines Leichenzugs. Männer trugen einen Sarg und Theodor erblickte hinter demselben seinen Vater und seine Verwandten in

tiefer Trauer. Ein unendlicher Schmerz ergriff ihn: er streckte seine Arme nach seinem weinenden Vater aus und diese Bewegung weckte ihn auf.

Ein Leichenzug ging vor dem Fenster vorüber, welcher den Sarg eines Greises mit Gesang zum Grabe geleitete, und Theodors Traum war die Erscheinung eines Augenblicks gewesen.

Der Fischerknabe.

An einem kleinen Flusse, nicht weit von dem Landhause, fanden die Kinder bisweilen einen Knaben, welcher angelte oder Reußen legte. Sie sahn ihm oft zu und fragten ihn um die Kunstgriffe bey seinem Geschäfte; und da er immer mit Bereitwilligkeit und Verstande antwortete, entstand eine Art von Freundschaft zwischen ihnen. Sie suchten den freundlichen Knaben oft absichtlich auf, und bey den mancherley Gesprächen, die sie mit ihm führten, erfuhren sie, daß er aus einer fernen Gegend in das Haus des alten Fischers gekommen sey, für dessen Sohn sie ihn bisher immer gehalten hatten.

Sie baten ihn um seine Geschichte, und er erzählte sie ihnen ohngefähr mit folgenden Worten:

„Es war, wenn ich nicht irre, im Sommer gegen Abend, als ich vor der Thüre unsers Hauses unter den Bäumen spielte. Ich hatte ein buntes Körbchen am Arm, worein ich allerley Steine sammelte, und indem ich nur hierauf bedacht war, mochte ich mich etwas weit von meinen ältern Geschwistern entfernt haben. Da kam ein Haufe fremder Leute auf mich zu, einige zu Pferde, andre zu Fuß, die mich freundlich anredeten und mir Kirschen in mein Körbchen legten; und nachdem ich eine kleine Strecke mit ihnen gegangen war, nahm mich der eine auf sein Pferd und ritt scharf mit mir davon. Mir gefiel dieß außerordentlich, und ich dachte nicht nach Hause, bis es anfing dunkel zu werden. Da verlangte ich zu meinem Vater zurück und sagte, ich wäre nun

müde und wollte zu Bette gehn. Der Reiter sagte, ich sollte nur ein wenig Geduld haben, wir würden bald nach Hause kommen. So ging es eine Zeitlang, bis ich endlich vor Müdigkeit weinte. Wahrscheinlich schlief ich kurz darauf ein; denn ich weiß nicht, was weiter geschehen ist.

„Als ich am andern Morgen erwachte, lag ich unter Bäumen auf der Erde. Ich wußte nicht, wo ich war, und nur mit Mühe erinnerte ich mich, wie ich hierher gekommen seyn möchte. Da ich mich ganz allein sah, schrie ich ängstlich nach meiner Mutter, und fing endlich laut zu weinen an. Auf mein Geschrey kamen einige Weiber herbey, die so schwarz und häßlich waren, daß ich vor ihnen erschrack und noch ärger weinte als zuvor. Sie wollten mich besänftigen, und boten mir allerley zu essen an; aber ich wollte nichts nehmen und schrie nur immer nach meiner Mutter. Ich weiß

nicht, wie ich mich allmählig beruhigt habe, aber ich weiß noch, daß mich die eine schlagen wollte, und die andre sie zurückhielt und sagte: Wenn du dem hübschen Jungen ein Haar krümmst, thu ich dir ein Leid an! Dieß Weib ist in der Folge immer meine Beschützerinn gewesen, und ich hielt mich vornehmlich an sie, und nannte sie Mutter. Sie gehörte, so wie die Männer, die mich entführt hatten, zu einer Zigeunerbande, mit der ich lange herumgezogen bin. Im Sommer waren wir auf der Straße und bettelten in den Dörfern, und die Weiber sagten den Leuten wahr. Die Nächte brachten wir größtentheils im Walde zu, wo wir uns um ein Feuer lagerten, tanzten und sangen und allerley Kurzweil trieben. Im Winter schliefen wir in Scheunen auf dem Stroh. So habe ich mehrere Jahre unter diesen Leuten zugebracht. Sie lehrten mich ihre Lieder und Tänze, und wenn wir in ein Dorf kam-

en, mußte ich singen und zur Handtrommel tanzen. Sie rühmten meine Geschicklichkeit. Aber ich habe seitdem alles verlernt."

„Aber wie konntest du singen und vergnügt seyn? fragte Allwin. Dachtest du nicht an deine Eltern und ihre Betrübniß?"

„Im Anfange dachte ich wohl oft nach Hause, antwortete der Knabe, aber niemals fiel mir ein, daß meine Eltern über meine Entfernung betrübt seyn würden. Nach und nach gewöhnte ich mich an die neue Lebensart, und ich war in dem Walde wie zu Hause. Wenn wir aber auf der Straße waren, sah ich so vielerley, daß mir nicht einfiel an etwas zu denken, was nicht da war."

„Aber wie kamst du endlich von diesen Leuten weg?" fragte Allwin weiter.

„Ich weiß nicht, was vorgefallen seyn mochte, fuhr der Knabe fort, aber da eines Abends ein großer Theil der Bande

um das Feuer herum saß, kam plötzlich die Nachricht, daß Soldaten in Anmarsch wären und uns einfangen wollten. Wir geriethen alle in die größte Bestürzung; niemand wußte was zu thun sey, und ehe noch ein Entschluß gefaßt werden konnte, hörten wir einige Schüsse fallen. Jetzt lief alles nach der entgegengesetzten Seite zu, und auch ich lief, vor Schrecken außer mir, blindlings in den Wald hinein. Die Schüsse wurden jetzt häufiger, und ich versteckte mich unter den Büschen, wo ich kaum Athem zu holen wagte. Gegen Morgen sah ich in einer kleinen Entfernung einzelne Reiter, von denen einige Gefangene bey sich führten, die mir sehr wohl bekannt waren. Ich zitterte ganz unbeschreiblich, denn ich glaubte, daß man mich ermorden würde, wenn ich mich sehn ließe. Gegen Mittag hörte ich kein Geräusch mehr, und da ich einen heftigen Hunger fühlte, verließ ich mein-

en Zufluchtsort, ungewiß, was aus mir werden würde. Ich kam in ein Dorf, wo ich einige Nahrungsmittel erhielt, und da ich schon vorher gewöhnt war, halbe und ganze Tage allein umher zu laufen und zu betteln, setzte ich meinen Weg auf diese Weise fort, und kam endlich an die Thür meines jetzigen Pflegevaters. Ich hatte den ganzen Tag nichts genossen; der Regen hatte mich bis auf die Haut durchnäßt und die Nacht brach ein. Ich pochte also an die Thür an und bat mit kläglicher Stimme um einen Bissen Brod. Als ich dieß zweymal wiederholt hatte, öffnete der alte Mann das Fenster, und da er mich in so traurigen Umständen sah, schloß er mir die Thür auf und ließ mich hinein. Hier gab er mir zu essen und zu trinken, reichte mir ein trocknes Wams und erlaubte mir eine Schlafstätte auf dem Heu zu suchen. Ich glaube, daß ich nie so froh gewesen

bin, als in dieser Nacht, da ich auf meinem trocknen Lager das Klatschen des Regens und das Stürmen des Windes hörte. Am andern Morgen stand die Sonne schön am Himmel und ich wollte weiter gehn, nachdem ich meinem guten Wirthe tausendmal für seine Wohlthaten gedankt hatte. Ich hatte die Thür schon in der Hand, als er mich zurück rief und mir sagte, daß ich warten sollte. Dann besann er sich ein Weilchen und sagte: Höre, Junge, wenn ich wüßte, daß du treu und ehrlich wärest, so wollt' ich dich bey mir behalten und dir Nahrung und Kleider geben. — Ich versprach alles und blieb da. Er hat mir nachher gesagt, er hätte mich lieb gewonnen, weil ich seinem verstorbnen Gottfried ähnlich sähe, und da ich zur Thür hätte hinaus gehen wollen, wär' es ihm gewesen, als ob eine Stimme ihm zuriefe: Sieh', Alter, hier hast du deinen Gottfried wieder."

Der Knabe erzählte hierauf noch viel, wie väterlich ihn sein Herr gehalten, wie er ihn zur Schule geschickt und in seiner Handthierung unterwiesen habe. Seine Dankbarkeit äußerte sich auf die natürlichste und herzlichste Weise. Er müßte freylich jetzt fast alles allein thun, sagte er, weil der alte Mann so schwach und kraftlos wäre, daß er das Haus selten verlassen könne. „So kann ich ihm, setzte er hinzu, doch einigermaßen vergelten, was er an mir gethan hat.“

Die beyden Kinder brachten diese Geschichte ihrem Vater mit nach Hause, der sie mit großer Aufmerksamkeit anhörte. An einem der folgenden Tage ging er selbst mit hinaus, und suchte den Knaben auf und befragte ihn nach seinen Eltern und dem Orte seiner Geburt. Dieser aber wußte davon nur wenig zu sagen: doch erinnerte er sich, daß in einer großen Strecke von seinem väterlichen Hause ein Fluß fließe und

daß Schiffe auf demselben gingen und Weinberge in der Gegend lägen. Herr D... schloß hieraus, daß der Knabe in der Nähe des Rheins zu Hause seyn möchte, und da er sich schon vorher erinnert hatte, daß vor mehrern Jahren ein Knabe in jener Gegend vermißt und sein Verlust zu wiederholtenmalen durch die Zeitungen bekannt gemacht worden sey, beschloß er, weitere Nachforschungen anzustellen. Seine Bemühungen gelangen ihm. Die Eltern des Knaben, wohlhabende Landleute, welche längst die Hoffnung aufgegeben hatten, ihr geliebtes Kind wieder zu finden, wurden von der Entdeckung benachrichtigt und kamen selbst ihn abzuholen. Wenige Tage vor ihrer Ankunft war der Fischer vor Alter und Entkräftung gestorben und sein Pflegesohn hatte ihm die Augen zugedrückt. Die Freude der Eltern war unbeschreiblich.

Der Winterabend.

Es war ein stürmischer Abend. Der Regen schlug heftig gegen die Fenster, und nur sparsam erleuchteten schwache Strahlen des Mondes die unfreundliche Nacht durch zerrissene, fliegende Wolken.

Herr D... saß mit seinen Kindern in vertraulichem Gespräch am Kamin. Das Feuer loderte fröhlich in die Höhe, und die spielende, knisternde Flamme gewährte allen ein angenehmes Schauspiel.

Jedes machte seine Bemerkungen. Endlich sagte Allwin: Wie mag es nur kommen, daß uns selbst ein so widriger Tag gefällt? Denn mich dünkt, wir würden nicht so vergnügt um unser ver-

trauliches Feuer sitzen, wenn nicht die traurige Musik des Windes und Regens das Knistern der Flamme begleitete.

Theodor setzte hinzu: Es ist wahr, ich bin hier fast eben so vergnügt, als wenn wir an einem schönen Sommerabend unter der großen Linde saßen und die Heerden nach Hause zurückkehren sahn. Und doch ist so ein Abend und der heutige nicht zu vergleichen. Gewiß ist der Sommer eine herrliche Zeit, aber doch freuen wir uns zum voraus auf den Winter, und der erste Schnee ist uns immer ein Fest.

Vielleicht würden wir sogar des schönen Sommers überdrüßig werden, sagte Allwin, wenn er immer dauerte. Wir sehnen uns immer nach etwas neuem, wenn es auch gleich minder schön wäre.

Indessen, fiel der Vater ihm ins Wort, mag es doch noch etwas anders seyn, als unsre Abneigung gegen das Einerley und der Hang zur Veränder-

ung, was uns einen stürmischen Abend am Kamin so angenehm macht. Mich dünkt, das Gefühl der Sicherheit, mit der wir die Wärme und das Feuer genießen, und der Gedanke, daß uns Sturm und Regen hier nichts anhaben kann, trägt auch nicht wenig zu unserm Vergnügen bey.

Dieser Gedanke wurde weiter verfolgt, und Herr O... bemerkte, daß die widrigsten und furchtbarsten Erscheinungen der Natur eine Quelle des Vergnügens für den Menschen werden können.

Es ist kein Augenblick, sagte er unter andern, wo wir nicht von Gefahren umringt sind. Wir gleichen alle mehr oder weniger einem Menschen, der auf einer Pulvermine schläft. Denn die Erde unter uns und der Himmel über uns ist mit einer Menge von verderblichen Stoffen erfüllt, die sich jeden Augenblick vereinigen und uns zu Grunde richten können.

Eine augenblickliche Aufhebung des Gleichgewichtes der Elemente erzeugt Orkane, Wolkenbrüche, Erderschütterungen; ja, es bedarf nicht einmal so großer Aeusserungen der Natur, um uns zu vernichten. Ein einziger Funke, der sich in der Luft entzündet, ist hierzu hinreichend.

Dieses hab' ich mir noch nie so gedacht, sagte Theodor. In der That, dieß ist furchtbar.

Wenn die Natur den Menschen auf diese Weise ohn' Unterlaß bedroht, setzte Allwin hinzu, werde ich nie mehr glauben, daß der Mensch der Herr der Schöpfung ist.

Und dennoch ist er es, erwiederte Herr O..., und er ist es niemals mehr, als wenn er ruhig und furchtlos an alle diese Gefahren denkt. Ist nicht auch ein König der Herr seines Volks, und dennoch ist ihm dieses weit überlegen an Kraft. Und dem guten Könige ist der Gedanke an diese Ueberlegenheit so wenig furcht-

bar, als dem vernünftigen Menschen der Gedanke an die schlafenden Kräfte der Natur. Wenn ein aufrührerisches Volk eine ungerechte Handlung von seinem Gebieter forderte, so würde dieser vor die wüthende Menge treten und sagen: Ich sehe, daß eure Dolche gegen mich gerichtet sind; ihr könnt mir das Leben nehmen, aber ihr könnt mich nicht ehrlos machen. Wenn ihr mich euerm ungerechten Willen aufopfert, so wird dennoch die Gerechtigkeit meiner Sache über euch triumphiren, und ihr werdet euch in kurzem eures nichtswürdigen Sieges schämen!

Eben so herrscht auch der edle Mensch über die Natur. Sie kann ihn zu Grunde richten, aber erniedrigen kann sie ihn nicht. Wie ungestüm auch alle ihre Kräfte gegen ihn andringen, so siegt doch sein besserer Theil selbst über die scheinbare Vernichtung seines Wesens, den Tod.

Dieses erhöhte Bewußtseyn einer ewigen und unvertilgbaren Kraft ist es, was uns den Anblick furchtbarer Naturerscheinungen so anziehend macht, wenn wir ihn mit Sicherheit genießen können.

Als ich mich vor mehrern Jahren zu Neapel aufhielt, hatte ich das Vergnügen, einen Ausbruch des Vesüv zu sehn. Ich begab mich beym Anbruch der Nacht an das Ufer des Meers, wo eine unzählbare Menge von Menschen dem Erfolge mit banger Erwartung entgegen sah. Dicke Wolken hingen über den Gipfel des Bergs, aus denen ohn' Unterlaß fürchterliche Blitze herabfuhren. Die Flammen, welche aus dem Krater emporstiegen, färbten den Himmel mit einem düstern Roth; der Donner brüllte in dem Innern des Bergs, und von Zeit zu Zeit fühlte man schwache Erdstöße. Wir waren alle mit dem Anblick dieser furchtbaren Scene beschäftigt, als der Mond über das Meer herüberzog

und sein heitres Antlitz in den Wellen spiegelte. In diesem Augenblicke vergaß ich das schreckliche Schauspiel des Vulkans, und mit mir wendeten die meisten ihre Blicke auf den stillen Gefährten der Nacht, der einer großen und edeln Seele glich, die in der Stille ihres Bewußtseyns über den Aufruhr der empörten Natur und die Leiden des Lebens triumphirt.

Der Jahrmarkt.

Herr D... hatte mit einem seiner Jugendfreunde, den er seit mehrern Jahren nicht gesehen hatte, eine Zusammenkunft auf der Messe zu F... verabredet. Er nahm seine Kinder mit; um sie seinem Freunde zu zeigen, der ebenfalls mit seiner Familie dort eintreffen wollte.

Die Kinder sahen mit Verlangen den mannichfaltigen Erscheinungen entgegen, die ihnen die Messe versprach. Sie hatten längst gewünscht sie zu besuchen: jetzt sahn sie sich, nach einer kurzen und angenehmen Reise, am Ziele ihrer Wünsche. Schon zeigte sich ihnen die

Stadt von fern, und die Menge von Menschen, die auf allen Straßen nach ihr hineilten, die langen Züge von Frachtwagen, welche hin und her kamen, und endlich das Gedränge in den Thoren kündigte schon das rege Leben an, das sie im Innern der Stadt erwarten konnten.

Der Zusammenfluß von Menschen und Waaren übertraf indeß alle ihre Erwartungen. Das Wetter war vortreflich, und da Herr O... mit seiner kleinen Gesellschaft nicht die mindesten Geschäfte hatte, so brachte er den größten Theil des Tages damit zu, die Merkwürdigkeiten der Messe zu besehn, alte Freunde aufzusuchen und neue Bekanntschaften zu stiften.

Fast auf jedem Schritte zeigte sich etwas Neues. In langen Reihen glänzender Gewölbe waren die mannigfaltigsten Waaren aus allen Gegenden der Erde ausgelegt, das Kostbarste wie das

Gemeinste, und das eine wie das andre gesucht und geschätzt. Oft erregte in dem geschäftigen Gewühle der Käufer und Verkäufer das Gemisch mannichfaltiger Sprachen und Trachten ihre Aufmerksamkeit; und oft sahen sie zu gleicher Zeit Christen, Türken und Juden mit Einem Handel beschäftigt und zu Einem Unternehmen vereinigt.

Das Zusammendrängen des Mannichfaltigen auf einen kleinen Raum gibt auch selbst gemeinen Erscheinungen eine gewisse Wichtigkeit. Die Achse an einem Lastwagen bricht, die Pferde werden scheu, und jedermann drängt sich nach den Häusern hin. Einige Buden werden in diesem Gedränge umgestoßen; es entsteht ein Gezänk und neue Verwirrung. Beutelschneider benutzen diesen Augenblick, und entwenden Uhren und Schnupftücher. Einer von ihnen wird ertappt und unter großem Geschrey und zahlreicher Begleitung fortgeschleppt.

Jetzt tönt eine widerwärtige Musik die Straße herab, und ihr folgen Bären und Affen, um durch ihren Tanz und ihre Sprünge die Zuschauer zu belustigen, die sich aber bald von ihnen abwenden, um ihre Aufmerksamkeit einem Zug von Seiltänzern zu schenken, den eine kriegerische Musik ankündigt. Die seidnen Fahnen, welche weit in die Luft fließen, die glänzenden, mit Federn geschmückten Helme, welche über das Gedränge der übrigen hervorragen, die schlanken Gestalten schöner Männer und Weiber auf stattlichen Pferden, fesseln einige Zeitlang alle Blicke, bis auch sie verschwinden, um einem neuen Schauspiele Platz zu machen.

Nach der Zurückkunft auf das Land war noch oft in den ersten Tagen von der Messe die Rede. Man wiederholte was man gesehn hatte, und das Andenken an jede merkwürdige Erscheinung wurde immer mit neuem Vergnügen auf-

gefrischt. Jedes sagte, was ihm am besten gefallen hatte und woran es sich am liebsten erinnerte.

Der eine nannte dieses, der andre jenes. Mich, sagte der Vater, erfreut am meisten das Bild der Eintracht, das uns die ganze Messe darbot.

Wie meynst du das? fragten die Kinder. Es fehlte doch nicht an Zank und Streit.

Freylich nicht, antwortete der Vater, denn dieser bleibt selten aus, wo viele Menschen um ihres Vortheils willen zusammenkommen. Aber die Streitigkeiten einzelner Menschen sind unbedeutend gegen das Ganze. Ihr habt gesehn, daß dort Leute aus allen Weltgegenden versammelt waren; sie schienen alle Vorurtheile abgelegt zu haben, welche ein Volk von dem andern trennen; der Markt hatte sie alle vereinigt: sie waren Glieder Einer Familie geworden. Dieß ist der Vortheil, welchen der Hand=

el gewährt. Durch ihn wird das Meer, das die Völker zu trennen schien, ein Band der Geselligkeit: er knüpft Land an Land, Volk an Volk, und was die Natur nur Einer oder wenigen Gegenden verliehen hat, wird durch ihn zu einem Eigenthum der ganzen Welt. So lange ein Volk keinen Handel treibt, ist es ungesellig und sieht den Fremden für einen Feind an. Seine Sitten bleiben ungebildet und roh, und seine Kenntnisse beschränkt und einseitig, Hat es aber einmal die Annehmlichkeiten des Handels kennen gelernt, so öffnet sich seinen Blicken die vorher verschloßne Welt. Häfen bilden sich an seinen Ufern; Fremde ziehen aus allen Gegenden ein; seine Städte vergrößern und verschönern sich; ihre Straßen füllt ein frohes Gewühl thätiger Menschen. Die Arbeitsamkeit und der Kunstfleiß erwacht; das Land umher wird besser angebaut, die Produkte desselben werden sorgfältiger

benutzt. Die Wißbegierde wird lebhafter erregt, und die Künste und Wissenschaften blühen neben dem Handel auf.

Dieses alles sind die Früchte der Geselligkeit, und ihr seht, warum ich die Messe als ein schönes Bild menschlicher Eintracht ansehe. Wie viele mußten sich vereinigen und die Kräfte ihres Körpers und Geistes aufbieten, um die Menge von Dingen, die wir dort sahn, hervorzubringen und zu vervollkommnen! Welch' eine Menge von Händen mußte in Bewegung gesetzt werden, um ein einziges von jenen Gewölben anzufüllen! Wie viele Reisen mußten unternommen werden, um die rohen Stoffe herbeyzuschaffen; wie viele Handwerker und Fabrikanten mußten zusammen wirken, um sie zu verarbeiten! Fürwahr, nur die Eintracht kann solche Erscheinungen hervorbringen!

Aber ihr habt bemerkt, wie manchen Streit der Eigennutz unter einzelnen

Menschen auf der Messe erregte. Solche Streitigkeiten erheben sich oft unter ganzen Völkern, und dann zerstört die Zwietracht und der Krieg in kurzem, was einträchtige Geschäftigkeit in langer Zeit und mit vieler Mühe hervorgebracht hatte. Statt friedlicher Flotten, welche einem Lande die Schätze des andern zuführen, bedecken dann Kriegsschiffe die Meere, die sich unter einander zu zerstören suchen und oft das Eigenthum des unschuldigen Kaufmanns zu Grunde richten. Durch den Krieg wird der Handel gestört und die Häfen und Thore verschlossen, die sonst den Fremden offen standen. Blühende Handelsstädte werden der Plünderung Preiß gegeben, nachdem sie von feindlichen Kugeln beschädigt worden, und oft werden sie von den Flammen der wüthenden Krieger verzehrt. Dann stehen die Straßen verödet, in denen sich sonst die Menschen so fröhlich regten, und wo vordem Pal-

läste gestanden hatten, sucht jetzt das Wild seine Nahrung auf. So ist in der alten Welt Carthago ein Raub des Krieges geworden. Diese Stadt übertraf an Größe, Schönheit und Reichthum alle Städte der alten Welt, ihre Colonien waren die zahlreichsten, ihr Handel der ausgebreitetste. Aber ein kriegerisches Volk zerstörte diese Stadt, und kaum erkennt man noch die Stelle, wo sie gestanden hat, an den Trümmern, unter denen jetzt ein armes, halbnackendes Volk wohnt.

Dieß ist der Gang der menschlichen Dinge. Die einen bauen, die andern zerstören, und was die Wuth der Menschen verschont, wird ein Raub der Zeit. Dieser Gedanke darf uns indeß nicht niederschlagen, oder uns abhalten, so viel Gutes und Schönes zu schaffen, als wir nur können. Nichts Irdisches ist für die Ewigkeit bestimmt; aber es

nützt und erfreut, so lange es dauert. Und es ist unsre Pflicht, die Masse des Nützlichen und Erfreulichen, so viel an uns liegt, zu vermehren.

Ende.

Anzeige einiger Schriften für die Jugend.

Hörstels (Conrector in Braunschweig) praktischer Versuch einer deutschen Verskunst, wodurch jeder Leser in den Stand gesetzt wird, die vornehmsten deutschen Versarten, die jambischen, trochäischen, daktylischen, elegischen, anapästischen und die aus diesen vermischt zusammengesetzten, kennen zu lernen. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Dessen Leben, Thaten und Meinungen merkwürdiger Männer aus dem Alterthume. Ein Lehrbuch zur Begründung des ersten Cursus in der allgemeinen Völkergeschichte, besonders für gelehrte Schulen. 1ster und 2ter Theil gr. 8. 2 Thlr.

Dyk (J. G.), Weihnachtsgeschenk für fleißige Kinder. 2 Theile. 8. 1 Thlr.

— — Dreißig Aufsätze für Schulen. Dictirte Aufsätze über Sprachlehre, Geographie, Geschichte, Sternkunde, Moral, Religion. 8. 12 Gr.

— — Aufsätze, vornehmlich zum Unterricht in der Religionsgeschichte und in der allgemeinen Weltgeschichte; ein Nachtrag zu den dreißig Blättern für Schulen. Nebst einigen Bemerkungen über Sylbenabtheilung, Geschichtsvortrag, und Lesen, auch Antworten der Kinder im Chor. 8. 8 Gr.

— — Empfindungslaute; Gespräch eines Vaters mit seinen Kindern. Als Anleitung zum Gebrauch der Lesemaschine beym Privatunterricht. 8. 3 Gr.

Dyk (J. G.), Liederverse zur christlichen Religions- und Tugendlehre. Für Kinder zum Auswendiglernen. Nebst einigen Schulgesängen und einem Glaubensbekenntnisse für Kinder in Bürgerschulen. 8. 6 Gr.

— — Spruchbuch, in Verbindung damit zu gebrauchen. 8. 4 Gr.

Hevelke (itzt Königl. Preußischer Regierungsrath) Unterhaltungen für die Jugend: Beschreibung einer Reise von Berlin nach der Insel Rügen, einer Reise durch die Chur- und Herzogl. Sächsischen Länder, besonders der Merkwürdigkeiten zu Dresden, Meissen, Leipzig und Gotha, eine ausführliche Schilderung der Erziehungs-Anstalt zu Schnepfenthal, und einer Reise auf den Harz, um das Bergwesen kennen zu lernen. 4 Theile. 8. 3 Thlr.

Witte (Prediger bey Halle) Bericht an Se. Königl. Majestät von Preußen über das Pestalozzische Institut in Burgdorf. 8. 6 Gr.

Unter der Presse:

Petri (Prof. in Fulda) Magazin der pädagogischen Litteratur-Geschichte. Erste Sammlung. gr. 8.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jacobs, Friedrich,

Allwin und Theodor ein Lesebuch für Kinder

Bd.: 1.

Leipzig 1805

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 3400 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11260554-6